

Mythen, Märchen und andere Geschichten David Fermer | Hrsg.



EDITION SOS-KINDERDÖRFER GESCHICHTEN AUS ALLER WELT

NORDAMERIKA



NORDAMERIKA

Mythen, Märchen und andere Geschichten



INHALT

vorwort9
Willkommen in Nordamerika11
I
WIR, DAS VOLK
Navajo: Erster Mann und die Ordnung der Welt17
Ojibwa: Die Geschichte vom ersten Mann
und der ersten Frau23
H.G. Wells: Die Geburt einer Nation26
Abraham Lincoln: Gettysburg34
Sherman Alexie: Die süße Rache eines
Teilzeit-Indianers36
II
EIN VOLLKOMMENER BUND
Maya: Wie die Welt belebt wurde46
Inuit: Die ersten Menschen49
Benjamin Franklin: Vorfahren52
William Faulkner: Aus dem Gesellschaftsleben
von Chartres Street59
Alfonso Reyes: Der Indio Jesús, ein Schattenriss65
Barack Obama: Früher in Chicago73

SEHNSUCHT NACH GERECHTIGKEIT
Seneca: Der Gute und der Böse81
Sioux: Zweigesicht86
Frederick Douglass: Ein halber Cent, einen
»Nigger« umzubringen93
John Steinbeck: Wo sollen wir hin?101
Martin Luther King Jr.: Ich habe einen Traum110
IV
DIE RUHE IM INNERN
Irokesen: Der Ursprung des Mais117
Chipewyan: Das wunderbare steinerne Kanu120
Washington Irving: Das Recht der
ersten Entdecker125
A.E. Johann: Die Reise ins Unbekannte136
Don DeLillo: Am 11. September144
V
V
DIE LANDESVERTEIDIGUNG
Dee Brown: Wounded Knee149
Alexander Hunter: Nord gegen Süd159
Ulysses S. Grant: Kapitulation und Frieden164
Ernest Hemingway: Soldaten zu Haus169
John F. Kennedy: Die Rede, die nie gehalten wurde182

VI

DAS ALLGEMEINE WOHL

Menominee: Der Junge, der die Sonne fing187
Mexiko: Die fünf Flüsse192
Thomas Jefferson: Von den verschiedenen im Staate geduldeten Religionen197
Mark Twain: Freundschaft am Mississippi204
F. Scott Fitzgerald: Champagner unter Sternen210
VII
DAS GLÜCK DER FREIHEIT
Inuit: Sedna, das Mädchen, das in die Unterwelt kam219
Jicarilla-Apachen: Der Spieler und der Truthahn 225
Geronimo: Eine Kindheit in Freiheit235
Emily Dickinson und Walt Whitman: Der Gesang Amerikas
Lyman Frank Baum: Die Reise zum Großen Oz 245
Glossar
Quellenangaben

enke ich an Mexiko, erinnere ich mich an die »Tauben-Geschichte«: Es war kurz vor dem Muttertag. Eine Mitarbeiterin des SOS-Sozialzentrums Tehuacán rief erbost im Kinderdorf an. Zwei Mädchen des Dorfes, beide etwa sechs Jahre, hätten ihrer Schwester, die neben dem Kinderdorf wohnte, aus dem Garten zwei Tauben gestohlen. Nun solle SOS die Vögel bezahlen. Der Dorfleiter fragte erst einmal bei den Mädchen nach: »Habt ihr die Tauben gestohlen?« - »Ja, die haben wir mitgenommen«, gaben die Mädchen kleinlaut zu. »Sie sollten ein Geschenk für unsere SOS-Mutter zum Muttertag sein. Wir haben kaum Taschengeld und die Nachbarin hat doch so viele Tauben.« Na, was werden zwei Täubchen schon kosten, überlegte der Dorfleiter und war fast gewillt, den Schaden zu begleichen. Es war immerhin guter Wille, der die Mädchen zur Missetat getrieben hatte. Doch als er erfuhr, was die Tauben kosten sollten, fiel er aus allen Wolken. Es waren sündteure Zuchttauben, ein Vermögen für das Kinderdorf. Noch am selben Tag brachten die Mädchen die Tauben zurück und entschuldigten sich. Heute sind die beiden Mädchen groß, haben ihren Weg gemacht und sind selbst Mütter. Ihre Geschichte wird im Kinderdorf Tehuacán aber noch immer regelmäßig vor dem Muttertag erzählt. Tauben sind seither nie mehr weggekommen. In diesem Sinne: Viel Spaß mit den Geschichten aus Nordamerika!

> Dr. Wilfried Vyslozil Vorstand der SOS-Kinderdörfer weltweit

WILLKOMMEN IN NORDAMERIKA

ordamerika ist ein mythischer Kontinent. Seine weitläufige Fläche – von den Eiskappen der Arktis bis zu den Wüsten und Dschungeln des Südens - ist ungeheuer reich an Geschichten aus aller Welt, ein wahrhaftiger Schmelztiegel der unterschiedlichsten Kulturen. Aber die »neue Welt«, wie die Europäer den Kontinent gerne und voller Hoffnung nannten, war sagenumwoben und traditionsträchtig, schon längst bevor der erste weiße Mann seinen Fuß auf amerikanischen Boden setzte. Die ersten Einwohner sollen vor ca. zwölf- bis fünfzehntausend Jahren aus Asien gekommen sein, ausgewandert aus Sibirien am Ende der letzten Eiszeit. Ihre Nachfahren, die fälschlicherweise von den Europäern als »Indianer« bezeichnet wurden, entwickelten vielschichtige Kulturen und Zivilisationen, die sich auf dem ganzen Kontinent ausbreiteten. Schon mehrere Jahrhunderte vor der europäischen Entdeckung des amerikanischen Erdteils vom ebenfalls mythisch umrankten Seefahrer Christoph Kolumbus* im Jahre 1492 gingen skandinavische Siedler von Island kommend an der Küste Nordamerikas vor Anker. Spätere Versuche, dort eine Siedlung zu gründen, scheiterten. Nach der irreführenden Seereise von Kolumbus (er wollte den Seeweg nach Indien auf dem Westkurs finden und erreichte dadurch

die Bahamas) nahm die europäische Besiedlung des Kontinents einen raschen Verlauf, mit Spanien, Frankreich und Großbritannien als Hauptakteuren bei der Eroberung der neuen Welt. Heute bilden Menschen europäischer Abstammung die größte Bevölkerungsschicht nördlich der mexikanischen Grenze.

Der drittgrößte Kontinent der Erde – der seinen Namen dem italienischen Kaufmann und Entdecker Amerigo Vespucci* zu verdanken hat – erstreckt sich über 8.000 Kilometer von der Landenge Panamas bis nach Grönland und vom Atlantischen Ozean bis zum Pazifik. Für Millionen von Menschen der »alten Welt« – und später auch für Auswanderer aus der ganzen Welt – stand Nordamerika gleichbedeutend mit der Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Die Flucht vor religiöser Verfolgung, die scheinbar unerschöpflichen wirtschaftlichen Möglichkeiten, Frieden, Freiheit und – wie so prägnant in der US-Unabhängigkeitserklärung formuliert – »das Streben nach Glück« stellen nach wie vor die Grundsteine des nordamerikanischen Ethos dar.

Als stärkste Macht des Kontinents gelten noch immer die USA, der wirtschaftliche Weltführer und Verfechter demokratischer Werte. Als sich 1776 die ersten dreizehn nordamerikanischen Kolonien von ihrer Kolonialherrin Großbritannien befreiten und den Schritt in die Unabhängigkeit wagten, war es die Pflicht der Gründerväter, der neuen Nation eine Verfassung zu geben, die ihre Werte klarstellte und unanfechtbar machte. So entstand die

am 17. September 1787 vollendete US-Verfassung*, ein Meilenstein in der Geschichte der westlichen Welt, deren bündige Präambel nach wie vor eine wesentliche Rolle in der Innen- und Außenpolitik der USA spielt:

»Wir, das Volk der Vereinigten Staaten, von der Absicht geleitet, unseren Bund zu vervollkommnen, die Gerechtigkeit zu verwirklichen, die Ruhe im Innern zu sichern, für die Landesverteidigung zu sorgen, das allgemeine Wohl zu fördern und das Glück der Freiheit uns selbst und unseren Nachkommen zu bewahren, setzen und begründen diese Verfassung für die Vereinigten Staaten von Amerika.«

Diese sechs Ziele der Gründerväter – sowie das Volk. für welches sie gesetzt wurden – bestimmen die Struktur dieser Anthologie mit nordamerikanischen Mythen, Märchen und anderen Geschichten. Ein vollkommener Bund wurde im Verlauf der Jahrhunderte aus dem Potpourri der Kulturen gebildet, nicht nur in den USA, sondern auch in Kanada und Mexiko, wo die Spanier prägenden Einfluss auf die mexikanische Kultur hatten. Aus dem Kampf um Gerechtigkeit sind viele unvergessliche Geschichten entstanden und bewundernswerte Menschen in das Bewusstsein der Weltöffentlichkeit gerückt. Zur Sicherung der Ruhe im Innern und zur Verteidigung des Landes floss sehr viel Blut – nicht nur von Menschen außerhalb des Kontinents, sondern auch das Blut der Ureinwohner und der eigenen Landsleute in Bürgerkriegen und Revolutionen.

Wie weit hat es der nordamerikanische Kontinent gebracht, die Ziele der US-Vorfahren zu erreichen? Sind die Werte der amerikanischen Gründerväter heute noch zeitgemäß oder haben sie an Bedeutung verloren? Diese Anthologie gibt keine Antworten, aber eine Vielzahl von Anreizen. Jedes Kapitel ist eine kurze Reise durch die Jahrhunderte, mit Geschichten aus den facettenreichen Indianerkulturen, durch überraschend einfühlsame Sichtweisen aus dem 18. und 19. Jahrhundert, von der Entstehung der »ersten modernen Demokratie« durch Bürgerkrieg und Sklaverei und die zunehmende politische und wirtschaftliche Vormachtstellung im 20. Jahrhundert. Jedes Kapitel mündet in eine neuzeitliche Sicht, ob mit Erinnerungen des ersten schwarzen US-Präsidenten Barack Obama* oder einer Beschreibung des schlimmsten Tages in der jüngsten US-Geschichte: des 11. September 2001. Die Sagen und Märchen der Ureinwohner Amerikas stehen neben literarischen Meisterwerken von Hemingway*, Faulkner*, Fitzgerald* und Twain*. Beinahe mythische Persönlichkeiten wie Martin Luther King Jr.* und J.F. Kennedy* kommen ebenfalls zu Wort. Fast jeder kennt Martin Luther Kings berühmten Leitsatz »Ich habe einen Traum«, aber wer hat schon seine ganze Rede gelesen? Und was wollte eigentlich J.F.K. sagen an dem Tag, als er ermordet wurde? In dieser Anthologie sind Ausschnitte seiner Rede abgedruckt, die er in Dallas am 22. November 1963 zu halten beabsichtigte.

Zu Nordamerika gehören natürlich auch Mexiko, Kanada und Grönland. Und obwohl diese Anthologie vom großen US-Bruder dominiert wird, sollen die stilleren Stimmen des Kontinents ebenfalls Gehör finden. Die Inuit*-Kultur aus dem Norden Kanadas und Grönlands ist reich an Bildsprache und Folklore. Vor der spanischen Kolonialzeit genoss das Volk der Maya* eine mehrere Jahrtausende währende Hochkultur im heutigen Mexiko und in Guatemala. Später griffen die größten Literaten Lateinamerikas auf die alten Sagen ihrer Vorfahren zurück, um ihre Geschichten mit fabelhaftem »magischen Realismus« zu erzählen, wie hier der preisgekrönte mexikanische Schriftsteller Alfonso Reyes*.

Das Nebeneinander dieser Geschichten – Inuit neben europäischen Siedlern, Sioux neben Afroamerikanern – soll neue und vielleicht überraschende Einsichten wecken. Kontraste gehören zur Vielfalt der nordamerikanischen Kultur und sie gehören auch zu dieser Sammlung von Texten. Wenn der selbsternannte »Teilzeit-Indianer« Sherman Alexie* nach der berühmten Gettysburg*-Rede des legendären US-Präsidenten Abraham Lincoln* von seinem Leben in einem Indianerreservat erzählt, was sagt uns das über »Wir, das Volk«? Gibt es überhaupt ein amerikanisches Volk? Oder gibt es nur unterschiedliche Kulturen, die unter dem gemeinsamen Dach Amerikas leben? Inwieweit wurde der Appell von Abraham Lincoln an besagtem Tag in Gettysburg gehört, ein Aufruf zu Zusammenhalt angesichts eines fürchterlichen Bür-

gerkriegs, ein Denkzettel an sein Volk als Mahnung, dass jeder Mensch wirklich gleich geboren wird?

Kaum ein Kontinent hat im Laufe seiner Geschichte so viele Veränderungen erfahren wie Nordamerika. Die Gefühle, die Veränderungen auslösen, sind bekanntlich groß und bilden stets den Impuls fürs Geschichtenerzählen. Diese Anthologie durchstöbert die vielen Erlebnisse eines Kontinents und soll dabei einen Blick in seine Seele werfen. Was bleibt, sind Gefühle.

I WIR, DAS VOLK

NAVAJO ERSTER MANN UND DIE ORDNUNG DER WELT

Als die Europäer im 16. Jahrhundert nach Nordamerika kamen, begingen sie den Fehler, die einheimischen »Indianer« als ein einziges Volk zu betrachten. Die Ureinwohner sahen sich selbst ganz anders. Es gab Hunderte von Indianernationen über Amerika verteilt. Der Name vieler Stämme bedeutete oft einfach »Volk« in deren Sprache. Die Navajo* oder Navaho sind heute der zweitgrößte Stamm der Vereinigten Staaten. Ursprünglich lebten sie als Jäger und Sammler im westlichen und zentralen Kanada und wanderten erst 900 n. Chr. Richtung Süden aus, wo sie sich im heutigen Neumexiko, Arizona und Utah ansiedelten. Dort fingen sie an, das Land zu bewirtschaften und Holz- und Erdhäuser namens »Hogans«* zu bauen. Ihre Mythologie ist reich an Symbolen. Da die Navajo – wie alle Indianerstämme – in Symbiose mit ihrer Umwelt lebten, sind ihre Mythen eng mit der Natur verbunden. Der Mond war ihr Kalender, die Sonne die Quelle der Kraft und des Lebens, die großen Büffel wurden für ihre reichhaltige Fülle verehrt, der Coyote war ein gefürchteter Gestaltwandler, den die Navajo nie töteten, weil sie glaubten, er habe den ersten Mann und die erste Frau in die Welt begleitet. In der folgenden Schöpfungsgeschichte hat der Mensch und nicht Gott die Welt erschaffen.

^{*} Mit Sternchen gekennzeichnete Namen und Begriffe werden im Glossar, Seite 254–265, erläutert.

achdem Menschen und Tiere geschieden waren, baute Erster Mann ein Haus. Dazu sang er die heiligen Lieder und vollführte jene Zeremonien, die wir heute noch anwenden, wenn ein Hogan gebaut wird. Der Eingang zu seiner Hütte lag im Osten, ganz wie es die Sitte vorschreibt. Nachdem die Arbeit getan war und alle Habseligkeiten im Hogan aufgestapelt lagen, ruhte Erster Mann sich aus. Ausgestreckt lag er auf dem Rücken, die Füße nach Osten, während Erste Frau ebenfalls ruhte, ihre Füße nach Westen gerichtet. So lagen ihre Köpfe beieinander, ihre Gedanken vermischten sich, und diese Gedanken waren heilig.

Türkis und Weiße Muschel, ein Junge und ein Mädchen, die ebenfalls im Hogan lebten, wunderten sich über das lange Schweigen, und schließlich sprach Türkis: »Was plant ihr, dass es euch den Mund versiegelt?« Erster Mann aber antwortete ihm: »Heilig sind die Gedanken, und unser Plan ist gut. Denn wir denken an die Zeit, die nach uns sein wird. Wir denken an das, was unser Werk sein muss, damit die, die nach uns kommen und diese Welt bewohnen, leben und gedeihen können.«

Mit Hilfe des Großen Wassergeborenen Coyoten entwarf Erster Mann einen Plan, nach dem die Erde ihre Ordnung haben sollte. Es sollten darin eine Sonne sein und Tage und Nächte. Und die Welt sollte diesmal ohne jenes Wesen eingerichtet werden, das schon früher so viel Unglück gebracht hatte; Erster Zorn sollte nicht länger teilhaben an den Plänen zur Gestaltung der Erde.

Erster Mann breitete die heilige Hirschdecke aus auf dem Boden und legte darauf einen großen Türkis, so groß, dass ein Mann mit ausgestrecktem Arm den oberen Rand nicht erreichen konnte. Um diesen Stein steckte er im Kreis zwölf Adlerfedern in den Sand und auch zwölf Federn vom Grünspecht. Dem großen Türkis gab er dann Mund, Nase und Augen und zeichnete unter den Mund einen gelben Streifen. Erster Zorn, der kam, um zu sehen, was es gäbe, wurde vom Ersten Mann vertrieben.

Danach machte sich Erster Mann auf, um den Herrn des Erdfeuers zu besuchen, der dort wohnte, wo das flüssige Feuer aus der Erde quoll. Diesen bat er, dem Türkis, der die Sonne werden sollte, von seiner Wärme abzugeben. Unter den Türkis aber legte Erster Mann eine große, runde Muschel, vollendet in ihrer Form und blendend weiß; aus ihr sollte der Mond entstehen. Anschließend berührte Erster Mann sein Werk mit jenem Bergkristall, mit dem er einst in der ersten Welt das Feuer entzündet hatte. In zwei dichten Kreisen standen die Menschen um das Werk, um Erstem Zorn den Zutritt zu verwehren, aber immer wieder schlich sich dieser heran und versuchte, eine Erklärung aus den Menschen herauszulocken. So verstärkte Erster Mann die Wachen, die nunmehr in drei Kreisen um den Türkis und die Muschel standen.

Türkis und Weiße Muschel, die beiden Kinder, die im Hogan waren, wurden nun geholt und Erster Mann sprach zu ihnen: »Eingehen sollt ihr in diese beiden Formen, die der Welt das Licht bringen werden. Türkis, du

sollst die Sonne sein, und mit jener zwölftonigen Flöte aus männlichem Schilfrohr, die du stets bläst, sollst du den Ablauf der Monate bestimmen. Du, Weiße Muschel, sei von nun an der Mond und mit deiner Flöte aus weiblichem Schilf setze den Ablauf der Gezeiten fest.« Und so geschah es, dass die beiden verwandelt wurden und eingingen in den Stein und in die Muschel, die wie Sonne und Mond waren.

Erster Mann gab nun jedem Monat ein Zeichen und eine Bedeutung, setzte fest, was in jedem Monat geschehen müsse, und dann gab er jedem von ihnen einen Namen. Aber Mond und Sonne wollten für die Arbeit belohnt sein, die ihnen aufgetragen war. Türkis sprach daher: »Ich fordere für meine Dienste das Leben jeglicher Kreatur, aller Menschen und Tiere auf der Erde, im Wasser und unter dem Wasser. Entweder sollen ewiges Leben und ewige Dunkelheit herrschen oder aber es soll Tag und Nacht und Leben und Tod geben.«

In diesem Augenblick erschien Erster Zorn wiederum und beklagte sich, dass man ihn bei diesen Vorbereitungen nicht befragt habe. Nun sei er gekommen, um Unordnung zu bringen. Darauf zeichnete er seltsame Striche in den Sand und sprach: »Erster Mann, der du so weise bist, sag mir, was dies bedeuten soll. Wenn du nicht richtig raten kannst, so werden alle darunter leiden müssen.« Da flüsterte Kleiner Wind dem Ersten Mann die Bedeutung zu und Erster Mann sprach: »Der erste Strich bedeutet grüne Blätter, denn er ist von der Farbe des Türkis. Der zweite

Strich ist weiß wie die Farbe der Muschel und bedeutet fallende Blätter, die reif vom langen Sommer sind. Der dritte Strich ist schwarz wie die Berge im Winter, wenn die Blätter gefallen sind. Der vierte Strich besteht aus weißen Perlen, die so weiß wie der Schnee auf den Bergen sind. Der fünfte Strich ist glänzend wie Bergkristall, er erinnert mich an Eis und Schnee auf den Flüssen und Bächen.«

Erster Zorn erwiderte: »Du hast richtig gelesen, denn genau das habe ich gedacht, als ich die Striche in den Sand gezeichnet habe. Da du es selbst gesagt hast, wird es von nun an Sommer und Winter geben. Aber damit du bestraft wirst für dein Verhalten, will ich den sechs Monaten des Sommers und den sechs Monaten des Winters je ein paar Tage hinzufügen, sodass sie beide länger sind als die Mondwechsel. Auch wird der Frost manchmal früher, manchmal später kommen und der Sommer wird in gewissen Jahren auf sich warten lassen. Am Ende werdet ihr sehen, dass nicht alles so einfach ist, wie Erster Mann es geplant hatte. Da ich das Kind vom Großen Büffel nicht länger nötig habe, um über Regen und Wasser zu gebieten, will ich das Mädchen in den Fluss tun. Wenn die Menschen von nun an Regen haben wollen, müssen sie zum Fluss gehen und die Tochter des Großen Büffels darum bitten.« Dann sagte er allen, wo diese fortan zu finden sei, und verließ die Versammelten.

Erster Mann und seine Helfer machten sich nun daran, den Himmel zu errichten. Im Osten stellten sie einen schwarzen Pfahl auf, der das Himmelsgewölbe stützen sollte; im Süden einen blauen, im Westen einen gelben und im Norden einen weißen Pfahl, damit das Himmelsgewölbe nicht auf die Erde fallen konnte. Um die Pfähle und um den ganzen Horizont zog Erster Mann je vier Kreise, einen gelben, einen weißen, einen schwarzen und einen blauen, auf dass der Bau für alle Zeiten dauern möge und niemand auf der Welt ihm Schaden antun könne. Nun setzten sie die Sonne in den Himmel und gaben dem Mond Macht über die Dunkelheit. Dann gab Erster Mann den Sternen ihre Plätze und belegte jeden mit einem Namen. In der Mitte des Himmelsgewölbes aber hatte er ein Loch gelassen, damit es einen Weg gab in die nächste Welt.

Nachdem Erster Mann den Himmel geschaffen hatte, erschien die Erdfrau bei ihm und er sprach zu ihr: »Himmelsgewölbe sei fortan dein Gatte. Blicke nach Osten und dein Mann wird nach Westen blicken, so seht ihr euch immerfort. Wenn aber der Nebel über der Erde liegt und alles in seinem Dunst verhüllt, dann werden wir wissen, dass der Himmel die Erde besucht hat.«

So machte Erster Mann den Himmel und die Erde, gab Sonne und Mond ihre Plätze, schuf aus den Proben der sechs heiligen Berge der dritten Welt die Berge und Hügel der fünften, in der wir leben. Allen Menschen und Tieren gab er Namen und Wohnung. Noch heute sind sie um uns, und die Ordnung der Welt ist so, wie Erster Mann es gewollt hat damals, als seine Gedanken sich mischten mit denen von Erster Frau.

OJIBWA DIE GESCHICHTE VOM ERSTEN MANN UND DER ERSTEN FRAU

Die Ojibwa*, auch Chippewa, lebten an der heutigen Grenze zwischen den USA und Kanada. Ihr Land erstreckte sich vom zentralen Bindeglied der Großen Seen (dem Lake Huron) bis zu den Great Plains von Montana. Die folgende Geschichte beschäftigt sich mit der Vorstellung von Manitu*, die alle algonkinsprachigen* Indianerkulturen aufweisen, zu der auch die Cheyenne*, die Blackfoot*, die Shawnee* und viele andere gehören. Manitu ist weder Mensch noch Gott, sondern die geistige Kraft der Welt, die in allen Lebewesen, Dingen, Tätigkeiten und Erscheinungen enthalten ist, ob Pflanze, Stein, Wolke oder Berg. Der Geist des Manitus kann von Menschen immer erreicht und angesprochen werden. In manchen algonkinischen Traditionen bezeichnet Kitchi-Manitu das höchste spirituelle Wesen. Dieser zusätzliche Aspekt wurde im 17. Jahrhundert von christlichen Missionaren benutzt, um das Wesen ihres eigenen Gottes zu erklären. Im Laufe des 19. Jahrhunderts mussten die Ojibwa ihr Land aufgeben und in kleinere Reservate umsiedeln, wo heute noch circa 200.000 Stammesmitglieder leben, von denen noch etwa 30.000 die Ojibwa-Sprache beherrschen.

er große Manitu lebte im Land des Friedens. Bevor er ein Mensch wurde und man sein Gesicht in Stein haute, war er ein großer Vogel.

Sein Nest lag in den Pfeifensteinfelsen. Er ernährte sich von den wilden Büffeln, die in der Prärie lebten. In seinen Klauen konnte er zwei Büffel tragen; er fraß sie immer in der Nähe seines Nests; deswegen ist der Fels dort rot.

Noch heute sind die Spuren des Manituvogels im Land des Friedens zu sehen. Die Indianer wissen, wo man diese Spuren finden kann, und zeigen sie dem weißen Mann.

Die Große Schlange ist älter als die Menschheit. Sie lebte schon, bevor der Mensch erschaffen wurde. Sie fand das Nest des Manituvogels; in dem Nest lag ein Ei. Der Manitu hörte, dass sich jemand an dem Ei zu schaffen machte. Er war meilenweit entfernt, aber er flog mit einem großen Stein in seinen Klauen herbei und tötete die Schlange. Der Stein zerbrach das Ei und heraus schlüpfte ein erwachsener Mann. Aber der Stein lag auf seinen Füßen und er konnte nicht gehen. Er musste an einer Stelle stehen bleiben, denn der Manituvogel wollte ihn erst freilassen, wenn er viele Dinge wusste.

Der Mann lernte, wie man den Büffel jagt, denn er konnte viele Meilen weit sehen. Er lernte, wie man die Büffelhaut gerbt und wozu man sie verwendet, er lernte die Sprache der Vögel; sie kamen zu ihm, wenn er sie bei ihrem Namen rief; er lernte, wie man mit Pfeil und Bogen umgeht.

Der Manituvogel bekleidete den Mann mit einer großen Büffelhaut, aber seinen Kopf bedeckte er nicht, denn er hatte viele schwarze Haare. Der erste Mensch lernte nur langsam und er stand viele Monde auf sei-

nem Platz in den Pfeifensteinfelsen; niemand kam, um ihm zu schaden.

Als er viel gelernt hatte, erwachte er eines Morgens und sah eine Frau neben sich stehen. Der Manituvogel zog den Stein von den Füßen des Mannes. Er flatterte mit seinen Flügeln und der Mann und die Frau rannten in die Prärie.

Diese beiden waren die allerersten Menschen. Sie waren Indianer. Die ganze Menschheit weiß, dass sie die Ersten waren, die auf der Welt lebten.



II EIN VOLLKOMMENER BUND

MAYA WIE DIE WELT BELEBT WURDE

Neben den Azteken* waren die Maya* das bedeutendste indigene Volk des heutigen Mexikos. Sie siedelten im Süden und auf der Halbinsel Yucatán sowie in Teilen Guatemalas, Honduras, El Salvadors und Belizes. In ihrer Blütezeit stellten die Maya eine mächtige Hochkultur dar. Sie lebten zum Teil in Städten, wo sie Paläste, Tempel und Steinpyramiden errichteten. Der Ackerbau war hoch entwickelt. Sie bauten Korn, Bohnen und Kürbisse auf Feldern an, die sie dem Dschungel abtrotzten. Sie hatten eine hieroglyphische Schriftform, in der Bilder statt Wörter verwendet wurden. Nach 900 n. Chr. verfiel ihre Kultur aus bisher unbekannten Gründen – möglicherweise wegen des verschlechterten Verhältnisses zwischen einer anwachsenden Bevölkerung und einer begrenzten Ackerbaufläche oder auch durch kriegerisches Eindringen anderer Völker aus dem Süden -, sodass sie bei der Ankunft der Spanier wenig Widerstand leisten konnten und prompt versklavt wurden. Heute leben ca. fünf Millionen Menschen mit Maya-Herkunft in der Region. Im folgenden Schöpfungsmythos werden Mann und Frau vom Sonnengott und der Mondgöttin als Herren über die Tiere eingesetzt.

m Anfang aller Dinge gab es auf der Welt nur Erde und Wasser. Einmal aber ließ der Sonnengott einige Samen fallen, als er gerade aß. Und ein andermal ließ er einige Körner fallen, und wieder ein andermal spuckte er die Kerne von Früchten aus, und alles, was vom Himmel heruntergefallen war, wurzelte im Erdreich oder im Wasser ein und so entstanden nach und nach auf der Erde die gleichen Pflanzen, die auch im Himmel wuchsen.

Als nun der Sonnengott sah, dass die Erde nicht mehr so wüst und leer war, wollte er auch einige Tiere darauf versetzen und er nahm eine Handvoll Tiere und ließ sie auf die Erde fallen. Aber da im Himmel die Fleischfresser immer am Tisch des Sonnengottes gefüttert worden waren und da diese Nahrung jetzt nicht mehr da war, begannen die Fleischfresser über die Pflanzenfresser herzufallen.

Als in der Nacht die Frau des Sonnengottes, die Mondgöttin, sah, dass auf der Erde Tiere herumliefen, dass aber das Meer, die Seen und die Flüsse leer waren, nahm sie ein großes Netz und fischte im himmlischen Teich, und die Fische, die sie gefangen hatte, warf sie auf die Erde herunter ins Wasser. Aber da im Himmel die fleischfressenden Fische immer von der Mondfrau gefüttert worden waren und da sie nun auf der Erde nichts zum Fressen fanden, fingen die Fleischfresser an, die Pflanzenfresser unter den Fischen und den Landtieren zu überfallen und zu fressen. Und als nun der Sonnengott erkannte, dass die Tiere sich gegenseitig töteten, wollte er wieder Frie-

den unter ihnen machen. Und er sagte: »Ich muss ein großes Tier machen, das mir ähnlich und allen andern Tieren überlegen ist. Dieses Tier soll die Fleischfresser füttern.« Und der Sonnengott machte den ersten Mann. Und als die Mondfrau erfuhr, was ihr Mann gemacht hatte, sagte sie: »Mein Mann hat nur an die Lebewesen auf dem Lande gedacht und nicht an die im Wasser. Und ich werde ein Tier machen, das mir ähnlich und den Tieren im Wasser überlegen ist.« Und sie machte die erste Frau. Aber die erste Frau wollte sich nicht um die Fische kümmern, sondern sie lief nur hinter dem Mann her. Und als die Mondfrau das sah, wurde sie zornig, nahm einen Dornenstock und schlug die Frau zwischen die Füße und riss ihr damit das Geschlecht ab. Und so kommt es, dass die Frauen einen Riss zwischen den Schenkeln haben und oft bluten.

Dem Mann aber gelang es nicht, den Frieden zwischen den Fleischfressenden und den Pflanzenfressenden wiederherzustellen, denn er hatte nichts, um die Fleischfresser zu füttern. Der Sonnengott hatte vergessen, ihm etwas zu geben. Und so herrscht auch heute noch Krieg zwischen den Tieren des Landes und auch zwischen den Tieren des Wassers.

48

INUIT DIE ERSTEN MENSCHEN

Obwohl weitgehend als »Eskimos« bekannt, bezeichnet sich die indigene Volksgruppe aus dem Nordpolargebiet selbst als Inuit*, was in ihrer Sprache »Menschen« heißt (die Einzahl lautet Inuuk). Die Bezeichnung »Eskimo« rührt vom Indianerstamm der Cree* her und heißt »Esser des rohen Fleisches« – was unzutreffend ist, denn die Inuit behandelten ihr Fleisch immer vor dem Verzehr. Das Nordpolargebiet erstreckt sich von Grönland im Osten über das nördliche Kanada bis nach Alaska. Vermutlich kamen die Inuit vor ca. 3.000 Jahren ursprünglich aus Asien, als sie über die Beringstraße nach Alaska auswanderten, dennoch weisen sie keine genetische Verwandtschaft mit anderen Indianervölkern Nordamerikas auf. Die Auswanderung der indianischen Vorfahren aus Asien fand 12.000 Jahre zuvor statt. Im Laufe der nächsten Jahrhunderte erfolgten weitere Wanderungen der Inuit über Nordkanada bis Grönland, wo die folgende Schöpfungsgeschichte herstammt. Sie wurde 1919 während der vierten Thule-Expedition aufgezeichnet, einer Forschungsreise, die vom dänischen Anthropologen Knud Rasmussen* geleitet wurde.

s ist schon lange her, da gab es eine Zeit, in der alle Menschen oben im Himmel lebten und unsterblich waren. Aber dann stürzte ein Mann herunter und zeugte mit der Erde eine Tochter. Ihre Nachkommen waren sehr fruchtbar und überfüllten bald die Erde. Da entstand ein großes Erdbeben, das die Lande in Stücke zerriss, und es bildeten sich große Spalten, in die viele Menschen hineinstürzten. Von ihnen stammen die Unterirdischen, die man Ingnerssuit nennt, die großen Feuerbewohner.

Ihr Land ist rätselhaft und seltsam, und nur Menschen, die sich auf geheimnisvolle Dinge verstehen, können dorthin kommen. Wenn man in die Erde hineingeht, genau an der Stelle der Strandkante, wo Land und Meer sich treffen, hat man eine große Aussicht auf ganz neue Gegenden der Erde. Hier wohnen die großen Feuerbewohner. Sie ähneln ganz den Bewohnern der Erdoberfläche, ihnen fehlen aber die Nasen. Sie bewohnen Häuser, die wie die der Menschen gebaut sind, und sie leben ihr Leben und betreiben die Jagd auf dem Meer ganz wie jene. Der, welcher sich nicht auf Zauberei versteht, muss sie am besten meiden; denn er vergisst leicht seine Heimreise und kommt dann niemals mehr an die Oberfläche zurück. Nur die großen Geisterbeschwörer, die Angakoks, treffen sich oft mit den Ingnerssuit und benutzen sie gerne als Hilfsgeister. Sie können tüchtig in ihren Kajaks paddeln, beschützen die Angakoks, wenn diese von Sturm und Meer überfallen werden, und verschaffen ihnen auch Jagdbeute.

Alle Ostgrönländer stammen von ganz wenigen Familien; denn als die Menschen immer mehr wurden und die Wohnplätze überfüllten, stieg das Meer plötzlich an und

ergoss sich über alle Lande. Nur die allerhöchsten Zinnen ragten aus den Wellen heraus, und diese waren so steil, dass kein Mensch sie erklimmen konnte. Aber im großen Angmagssalik-Fjord gab es einen hohen, massiven Felsen ohne Zinne. Er hieß Qerrorssuit. Auf ihn flüchteten sich die Menschen und schlugen dort ihre Zelte auf. Und das waren die einzigen, die sich vor dem Ertrinken retten konnten. Von ihnen stammen alle Ostgrönländer ab.

Das sind die, welche glauben, dass das Meer noch einmal mit einer mächtigen Sturmflut alle Lande überschwemmen wird. Aber niemand, auch nicht die größten Angakoks, wissen etwas über den Zeitpunkt dieses Geschehens.

Die Alten haben auch erzählt, dass alle Süßwasserseen einmal austrocknen und dass dann die Menschen vor Durst sterben werden.

Das ist alles, was man von der Erde und den ersten Menschen weiß, die vom Himmel kamen.

Es heißt, dass viele Menschen nach dem Tod wieder zurück in den Himmel kehren. Und wenn das Nordlicht hin und her wogt, dann sind es die Geister der Verstorbenen, die mit Totenschädeln Ball spielen.



ein älterer Schwarzer, in dem die Erinnerung an die Beleidigungen, die ihm sein Leben lang zugefügt wurden, an die vereitelten, chancenlosen Ambitionen noch immer brennt. Ich fragte mich, ob ich das wirklich verstehen konnte. Ich nahm es an, ging davon aus. Die Männer hatten bei meinem Anblick das Gleiche vermutet. Würden sie es auch dann noch denken, wenn sie mehr über mich wussten? Ich war mir nicht so sicher. Ich versuchte mir vorzustellen, was passieren würde, wenn Gramps in diesem Moment hereinkäme: die Unterhaltung würde aufhören, die Atmosphäre sich urplötzlich verwandeln.

Smitty reichte mir einen Spiegel, damit ich das Ergebnis seiner Arbeit begutachten konnte, befreite mich von dem Kittel und bürstete meinen Hemdkragen sauber. »Vielen Dank für die Geschichtsstunde«, sagte ich und stand auf.

»Das war gratis. Haareschneiden zehn Dollar. Ach ja, wie war der Name?«

- »Barack.«
- »Ah, Barack. Sind Sie Muslim?«
- »Mein Großvater.«

Smitty nahm das Geld und schüttelte mir die Hand. »Also, Barack, das nächste Mal kommen Sie ein bisschen früher. Sie sahen schon ziemlich wüst aus.«



III SEHNSUCHT NACH GERECHTIGKEIT

SENECA DER GUTE UND DER BÖSE

Das Territorium der Seneca* befand sich im heutigen US-Bundesstaat New York. Wie die meisten Indianerstämme, die zur Sprachgruppe der Irokesen gehören, waren die Seneca halbsesshaft und betrieben Ackerbau (Mais, Bohnen, Kürbis, Tabak u.v.a). Sie lebten in Langhäusern, die aus großen Rindenstücken und Setzlingen gebaut wurden und mehrere Familien beherbergten. Die Grundlage ihres Glaubens sahen die Ureinwohner Nordamerikas in der Natur, sodass das Wetter, Pflanzen, Tiere, die Erde und der Himmel im Mittelpunkt standen und alles seinen eigenen Geist oder eine Seele besaß. Der Wind war eine übermächtige Kraft, die sogar sprechen konnte, wenn man sie hören wollte. Die vier Windrichtungen symbolisierten Einheit und das Gleichgewicht der Natur. Vogelfedern waren auch von erheblicher Bedeutung. Eine ausgefallene Feder besaß die Kraft seines früheren Trägers; sie war ein Geschenk des Himmels, das besonders tapferen Kriegern verliehen wurde. Viele Legenden aus den Indianerkulturen beschäftigen sich mit dem ewigen Kampf zwischen Gut und Böse, die oft die Gestalt der Tiere oder der Natur annehmen.

ie Himmelsfrau gebar eine Tochter, um die warben, als sie herangewachsen war, viele männliche Wesen und Tiere, die männliche Menschengestalt angenommen hatten. Doch die Mutter riet ihrer Tochter, alle Freier abzuweisen, bis ein junger Mann ihres eigenen Volkes vom Totem* der Großen Taube komme.

Als dieser Mann vor ihre Hütte trat, brachte er dem Mädchen zwei Pfeile, deren Spitzen aus Feuerstein gefertigt waren. Das Mädchen legte sich auf den Boden nieder; der junge Krieger aber schoss einen der Pfeile in ihre linke Brust und den anderen Pfeil in ihren Schoß. Dann ging er fort und sagte ihr, er werde am nächsten Tag wiederkommen. So geschah es, doch diesmal nahm er die beiden Pfeile mit und erklärte ihr, nun müsse er sie für immer verlassen.

Zur rechten Zeit gebar die junge Frau Zwillinge. Schon ehe die Kinder auf die Welt kamen, hörte man sie im Leib der Mutter sprechen. Das eine Kind sagte, es werde auf dem nächsten besten Weg in diese Welt kommen; das andere erklärte, es wolle den Weg nehmen, den die Natur bestimmt hat. Als nun die Stunde der Geburt gekommen war, zwängte sich der eine Knabe durch den Schoß der Mutter, der andere hingegen kroch aus ihrer Achselhöhle hervor und die junge Frau starb.

Die Himmelsfrau war zornig über den Tod der Tochter und fragte die beiden Knaben, wer von ihnen den Tod der Mutter verschuldet habe. Der Böse klagte seinen Bruder, den Guten, an. Die Himmelsfrau nahm den vermeintlichen Übeltäter und stieß ihn aus ihrem Reich in die Wildnis. Sie wollte, dass er dort verhungere. Aber das Kind starb nicht, es wuchs rasch, schneller als andere Kinder, und war bald ein ausgewachsener junger Mann, der wanderte durch die Welt auf der Suche nach seinem Vater, bestand viele Abenteuer und hörte, dass er der Sohn des Westwinds sei.

Als er nun seinen Vater gefunden hatte, lehrte ihn dieser, wie man eine Hütte baut, wie man Feuer schlägt, wie man pflanzt und die verschiedenen Saaten pflegt, und er schenkte dem Sohn Kornsaat, Bohnensaat und Tabaksaat. Er warnte ihn auch vor dem Bösen, der in seiner Eifersucht versuchen werde, alles zu zerstören oder zu verderben, was der Gute schaffe, und erklärte ihm, dass in der Zukunft viel Kummer und Leid durch den Bösen in die Welt kommen werde.

Darauf schuf der Gute zuerst alle Flüsse mit einer zweifachen Strömung, bergauf und bergab, damit die Menschen sie ohne Anstrengung in beiden Richtungen befahren könnten. Der Böse aber verdarb dieses Werk, indem er Wasserfälle und Strudel in die Flüsse zauberte.

Der Gute ließ Früchte wachsen und schuf viele Arten von Tieren und Vögeln. Er erschuf auch die Fische in den Flüssen als Nahrung für die Menschen.

Der Böse hexte den Fischen Gräten unter die Haut. Ersticken sollten die Menschen, wenn sie von den Fischen aßen.

Die Himmelsfrau hatte ihre Tochter in der Erde begraben. Sie trauerte. Viel Zorn und Hass war in ihrer Trauer. Nach einiger Zeit wuchs aus dem Kopf der Toten die Tabakpflanze, aus ihren Brüsten das Korn und der Mais, aus ihren Fingern die Bohnen und aus ihren Zehen die Kartoffel.

Während der Gute am Grab seiner Mutter saß und das Wachstum der Pflanzen bewachte, kochte die Himmelsfrau daheim eine Maissuppe. Sie hielt den Guten noch immer für den Mörder ihrer Tochter und sann zusammen mit dem Bösen darauf, wie sie den Enkel verderben könne. Aber all ihre bösen Anschläge schlugen fehl.

Da forderte die Himmelsfrau den Guten zu einem Spiel heraus. Wer dabei gewinne, so schlug sie vor, der solle über die Welt herrschen. Es war aber jenes Spiel, bei dem man aus einiger Entfernung Pfirsichkerne in eine Schale werfen muss.

Als der Tag des Wettkampfes herangekommen war, wollte die Himmelsfrau dem Guten ihre Schale und ihre Pfirsichkerne geben. Er aber wies diese Dinge zurück, denn er ahnte, dass sie von der Himmelsfrau verzaubert worden waren. Stattdessen rief er einen Schwarm Haubenmeisen herbei und benutzte die Hauben, die diese Vögel auf ihren kleinen Köpfen tragen, als Wurfsteine.

Er erklärte den Vögeln, dass es bei diesem Spiel um die Macht über die Welt gehe, und so liehen sie ihm ihre Federn gern.

Der Gute hüllte also seine Wurfsteine in zarten Federflaum. So flogen sie sicher in die Schale, wie Vögel zu ihrem Nest fliegen, und es gelang ihm, das Spiel gegen die Himmelsfrau und den Bösen zu gewinnen. Noch heute spielen deshalb die Indianer am kürzesten Tag des Jahres, beim Fest des grünen Maises, das Große Pokerspiel mit den Pfirsichkernen, um sich daran zu erinnern, dass wenigstens einmal vor langer Zeit das Gute in der Welt den Sieg über das Böse davontrug.



SIOUX ZWEIGESICHT

Unter den zahlreichen einheimischen Völkern Nordamerikas gehören die Sioux* zu den bekanntesten, zum Teil wegen ihres hartnäckigen Widerstands gegen die weißen Siedler, zum Teil aber auch wegen ihrer dynamischen Büffeljagd, die das westliche Bild der »wilden« Indianer geprägt hat. Die Sioux sind kein Stamm, sondern eine Sprachgruppe, zu welcher drei Stämme gehören: die Dakota (oder Santee), die Nakota (oder Yankton) und die Lakota (oder Teton). Ursprünglich lebten sie in der Nähe des Lake Superior im heutigen Minnesota, aber im Laufe des 18. Jahrhunderts wanderten sie gen Westen weiter, wo sich die Nakota und Lakota in den Prärien der Great Plains ansiedelten und dort der Büffeljagd widmeten. Wenn sie auf die Jagd gingen, lebten die Sioux in transportierbaren Zelten namens Tipis, deren Holzstangen sie mit den Häuten der getöteten Büffel überzogen. Im Winter schützte das Tipi vor Kälte, im Sommer vor Hitze. Der Auf- und Abbau des Tipis war Frauensache. Zu zweit konnten die Frauen ein Tipi in weniger als einer Stunde errichten. Die folgende Geschichte der Sioux belehrte ihre Zuhörer, stets vor dem Bösen auf der Hut zu sein, ohne ungerecht zu Fremden zu werden. Gestaltwandler gehören zu vielen Märchen der nordamerikanischen Ureinwohner.



inst lebten in einem Lager vier Brüder beisammen, von denen der jüngste so klein war, dass er noch nicht als Krieger zählte. Daher sprachen

die übrigen Bewohner meist von den drei Brüdern, obwohl es eigentlich doch vier waren. Wenn die drei auf die Jagd zogen, blieb der jüngste Bruder im Lager zurück. Stets kehrten die Jäger mit Fleisch beladen zurück, während der jüngste Bruder ihnen jedes Mal alle Neuigkeiten berichtete, die sich im Lager zugetragen hatten. Er wusste alles, sah alles und berichtete seinen Brüdern stets ausführlich von seinen Erlebnissen. So lebten die vier Brüder freundschaftlich zusammen, ohne dass einer von ihnen je daran gedacht hätte, die anderen drei zu verlassen. Das war auch der Grund, warum keiner von den älteren verheiratet war, obwohl sich manches Mädchen nichts sehnlicher gewünscht hätte, als einen von ihnen zum Mann zu haben.

Eines Abends, als sie alle gemeinsam beim Mahl saßen, bemerkte der Älteste, dass vor dem Tipi ein Mädchen stand. Daher sagte er zum jüngsten Bruder: »Hakela, hör zu. Geh hinaus und bitte das Mädchen einzutreten, denn es gehört sich nicht, dass die Gäste von draußen bei der Mahlzeit zuschauen.«

Hakela ging sogleich hinaus und führte das fremde Mädchen ins Tipi. Ohne auch nur ein Wort zu sagen, nahm diese von der angebotenen Speise und begann schweigend zu essen. Da wunderten sich die Brüder über solche Unhöflichkeit, denn bei den Sioux war es stets Sitte gewesen, dass man den Gastgeber begrüßt, sich zu erkennen gibt und für das vorgesetzte Essen dankt. Selbst Hakela wusste besser, wie man sich zu benehmen hatte.

Aber, so dachte er, vielleicht ist sie zu schüchtern, um den Mund aufzumachen. Denn es war schon häufiger vorgekommen, dass ein Mädchen bei ihnen im Tipi erschienen war, weil sie einen seiner Brüder heiraten wollte.

Je länger das schweigsame Mädchen bei ihnen blieb, desto deutlicher wurde es, dass sie nicht gekommen war, um einen der Brüder zu heiraten. Schließlich wunderte sich Hakela, warum die Fremde wohl bei ihnen erschienen sein mochte. Vielleicht will sie uns alle umbringen, überlegte er, oder uns verzaubern. Doch trotz allen Nachdenkens fand er keinen Grund für solch eine Vermutung. So beschloss er, abzuwarten und die Augen offen zu halten.

Als die Brüder am Morgen wiederum zur Jagd zogen, sprachen sie zu Hakela: »Hör zu, Bruder Hakela, der du nur ein Junge bist. Bleib daheim und pass auf, was unser Gast anstellt. Klettere auf die Lederbespannung des Tipis, dann kannst du unbemerkt durch das Rauchloch sehen. Sei aber vorsichtig, dass du stets auf einer der Zeltstangen bleibst, denn sonst könntest du mit einem Male ins Tipi fallen. Wenn du etwas Auffälliges bemerkst, erzähle es uns heimlich, wenn wir zurückkommen.«

Hakela versprach, sein Bestes zu tun, und tat so, als ob er mit den Brüdern aus dem Lager ginge. Dann aber schlich er sich rasch zurück, bezog seinen Beobachtungsposten auf einer der Zeltstangen und beobachtete die Fremde im Tipi, ohne selbst gesehen zu werden.

Als das Mädchen sich allein glaubte, nahm sie plötzlich ein Gewand hervor und murmelte vor sich hin: »Es fehlt da noch ein Teil der Kante, aber bald ist alles fertig.« Da sah Hakela, dass das Gewand überall mit Menschenhaar verziert war! Doch sogleich fing das Mädchen wieder an zu reden: »Ich glaube, ich werde Hakelas Haar dazu nehmen, wenn es auch nicht so gut ist wie das seiner Brüder.«

Sobald die Brüder zurückkehrten, nahm Hakela sie beiseite und berichtete, was er gehört und gesehen hatte. Da sprach der älteste: »Wenn das kein Mensch ist, dann kann es nur Zweigesicht sein. Doch wir wollen uns nichts anmerken lassen, denn sonst sind wir verloren. Die erste Gelegenheit werden wir nutzen, um uns aus dem Staube zu machen.«

Auch am nächsten Tag passte Hakela scharf auf und beobachtete, was im Tipi vor sich ging. Da sah er, wie das Mädchen einen Beutel hervorsuchte, aus dem sie rundliche, vertrocknete Gegenstände nahm und in den Kochtopf warf. Anschließend aß sie das Gericht, und der Junge sah zu seinem Entsetzen, dass es menschliche Ohren waren, die da verspeist wurden! Dabei schien die Fremde an dieser Mahlzeit noch großen Gefallen zu finden.

Als er seinen Brüdern von diesem Erlebnis berichtete, beschlossen sie, das Lager möglichst bald zu verlassen, denn die Besucherin konnte niemand anders als Zweigesicht sein, von dem man berichtete, dass er menschliche Ohren aß. Zweigesicht, der böse Geist des Waldes, war stärker als alle Menschen. Selbst fortlaufen konnte man nicht vor ihm, denn er war so schnell wie der Wind, so ausdauernd wie der Herbstregen und so schlau wie der

Coyote. Um dennoch aus dem Lager unbemerkt fortzukommen, verfiel der älteste Bruder auf eine List.

Als das Mädchen nicht im Tipi war, nahm er eine dicke Lederschnur, wie sie zu allen möglichen Zwecken stets in großen Mengen bei der Hand war, und tat diese in einen Kochtopf. Danach begann er, das Leder zu kochen. Als die Schnur nach einer Weile vollständig gar und daher sehr mürbe war, nahm er sie heraus und hängte sie in die Sonne zum Trocknen. Nun war sie von anderen Schnüren nicht mehr zu unterscheiden. Als das Mädchen mit den übrigen Frauen des Lagers zum Holzsammeln gehen wollte, sagte der älteste Bruder: »Hier, nimm die Schnur und gehe hinunter an den Fluss. Nicht weit von der Furt habe ich heute Morgen einen schönen Fichtenstamm gesehen, der voller Harz steckt. Das wird ein gutes Feuer geben. Nimm das Beil mit, dann hast du es leichter. Aber bringe nur die harzigsten Stücke und lass das morsche Holz liegen. Das wird zwar etwas länger dauern, aber dafür haben wir dann für mehrere Tage Vorrat.«

Kaum war das Zweigesicht aus dem Lager, als die vier Brüder das bereits gepackte Bündel ergriffen und sich aus dem Staube machten. Das Mädchen aber mühte sich lange mit dem zähen Fichtenstamm, der vom Sturm zerbrochen und verdreht war, legte eine tüchtige Ladung Holz zurecht und wollte gerade beginnen, diese zusammenzubinden, als die Leine riss. Immer wieder musste sie anhalten und knoten, denn jedes Mal, wenn sie ein paar Schritte getan hatte, gab das brüchige Leder nach.

Schließlich kam sie aber doch im Lager an. Da sah sie, dass die vier Brüder nicht mehr im Tipi waren. »Das hätte ich mir denken können!«, murmelte sie zornig, warf ihre Last zu Boden und begann den Brüdern zu folgen. »Nur gut, dass mein Vorrat an Ohren sowieso alle ist. Entkommen können sie mir nicht, denn keiner ist so schnell wie ich.«

Als der älteste Bruder sich umblickte, sah er in der Ferne das Mädchen kommen. Da trieb er seine Brüder zur Eile an, denn sie mussten möglichst bald den Fluss erreichen. Aber sosehr sie sich auch anstrengten, das Mädchen kam immer näher. Schließlich nahm der älteste Bruder aus seinem Medizinbeutel vier Adlerkrallen, warf diese hinter sich und rief: »Helft uns in unserer Not!« Und sogleich entstand dort, wo die Krallen zur Erde gefallen waren, ein dichter Wald aus Dornsträuchern. Das Mädchen hatte große Mühe, sich durch das dichte Buschwerk zu zwängen, und blieb daher weit zurück. Nach einer Weile jedoch hatte sie die vier beinahe eingeholt. Da griff der zweite Bruder in seinen Medizinbeutel, zog vier Bärenklauen hervor und rief: »Helft uns, das Zweigesicht aufzuhalten!« Sogleich verwandelten sich die Klauen in vier riesige Bären, die der Verfolgerin den Weg verlegten.

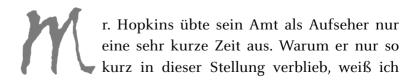
Aber auch dies Mittel half nur vorübergehend, denn nach einer Weile sahen sie das Mädchen wieder hinter sich. Nur hatte sie ihre schöne Kleidung eingebüßt, und es war deutlich zu sehen, dass sie zwei Gesichter hatte, denn ihr Haar war wild zerzaust und verdeckte nun nicht länger das zweite Gesicht hinten am Kopf. Da nahm der dritte Bruder seinen Medizinbeutel, warf ihn hinter sich und sprach: »Hilf uns, das Zweigesicht aufzuhalten!« Dort aber, wo der Beutel zur Erde fiel, tat sich sogleich eine tiefe Schlucht auf, die Zweigesicht am Weiterkommen hinderte.

Als die vier Brüder an den Fluss kamen und diesen zu durchwaten begannen, sahen sie Zweigesicht wieder dicht hinter sich angelaufen kommen. Zugleich erschien am Ufer eine alte Frau und bat die Brüder, sie doch ans andere Ufer zu tragen. Hakela, der mit der Alten Mitleid hatte, überredete seine Brüder, die alte Frau doch nicht mit Zweigesicht allein am gleichen Ufer zu lassen. So trugen die Brüder die Alte gemeinsam über den Fluss.

Als sie sie am anderen Ufer niedersetzten, sagte die Alte: »Ich bin gekommen, um euch zu helfen. Aber erst wollte ich sehen, ob ihr meine Hilfe auch verdient. Hättet ihr mich nicht mitgenommen, wäret ihr alle in die Hände von Zweigesicht gefallen. Denn das Mädchen dort ist Zweigesicht, der böse Geist des Waldes.« Dann wandte sich die Frau zum Fluss, wo Zweigesicht inzwischen bis zur Mitte gelangt war. Als die Alte die Arme hob, stieg das Wasser und Zweigesicht wurde von der Gewalt der Fluten mitgerissen. Halb ertrunken kroch der böse Geist des Waldes weit unterhalb der Furt ans Ufer und schlug sich in den Wald. Die Brüder aber kehrten mit der Alten ins Lager zurück. In der nächsten Nacht jedoch war die alte Frau mit einem Mal verschwunden und an ihrer Stelle lag nichts weiter als eine Hirschdecke.

FREDERICK DOUGLASS EIN HALBER CENT, EINEN »NIGGER« UMZUBRINGEN

Die Sklaverei in Nordamerika ist ein dunkles Kapitel der Weltgeschichte. Vom 16. bis zum 19. Jahrhundert wurden Millionen Afrikaner nach Amerika verschleppt, wo die meisten von ihnen auf Zuckerplantagen arbeiten mussten. Bis zur Unabhängigkeit 1776 war die Sklaverei ein fester Bestandteil des wirtschaftlichen Alltags in Nordamerika, elf Jahre später schaffte die US-Regierung die Sklaverei im Territorium nördlich des Ohio River ab. Leider bewirkte die rasante Entwicklung der Baumwollindustrie in den Südstaaten um die Jahrhundertwende das Gegenteil und belebte den Sklavenhandel wieder. Der in die Sklaverei geborene Afroamerikaner Frederick Douglass* schaffte es nach einer Kindheit und Jugend in Ketten, mit Anfang zwanzig aus der Leibeigenschaft zu fliehen. Als Kind lernte er lesen und schreiben, obwohl es für Sklaven verboten war, und später schrieb er seine Erinnerungen auf. Im folgenden Ausschnitt aus seinem Buch »Mein Leben als Sklave in Amerika« beschreibt Douglass den Alltag auf einer Plantage in Tennessee. Nach seiner Flucht wurde er zu einem der bedeutendsten Anführer der Schwarzen im Kampf gegen die Rassendiskriminierung.



Ich habe einen Traum, dass meine vier kleinen Kinder eines Tages in einer Nation leben werden, in der man sie nicht nach ihrer Hautfarbe, sondern nach ihrem Charakter beurteilen wird.

Ich habe heute einen Traum.

Ich habe einen Traum, dass eines Tages in Alabama mit seinen bösartigen Rassisten, mit seinem Gouverneur, von dessen Lippen Worte wie »Intervention« und »Annullierung der Rassenintegration« triefen, dass eines Tages genau dort in Alabama kleine schwarze Jungen und Mädchen die Hände schütteln mit kleinen weißen Jungen und Mädchen als Brüder und Schwestern.

Ich habe heute einen Traum.

Ich habe einen Traum, dass eines Tages jedes Tal erhöht und jeder Hügel und Berg niedrig sein wird. Alles Unebene wird eben sein und alles Krumme wird begradigt sein. Und die Herrlichkeit des Herrn wird offenbar werden und alle Menschen werden es gemeinsam sehen. Das ist unsere Hoffnung. Mit diesem Glauben kehre ich in den Süden zurück. Mit diesem Glauben werde ich fähig sein, aus dem Berg der Verzweiflung einen Fels der Hoffnung zu hauen. Mit diesem Glauben werden wir fähig sein, die schrillen Missklänge in unserer Nation in eine wunderbare Symphonie der Brüderlichkeit zu verwandeln. Mit diesem Glauben werden wir fähig sein, zusammen zu arbeiten, zusammen zu beten, zusammen zu kämpfen, zusammen ins Gefängnis zu gehen, zusammen für die Freiheit aufzustehen, in dem Wissen, dass wir eines Tages frei sein werden.

IV DIE RUHE IM INNERN

IROKESEN DER URSPRUNG DES MAIS

Wie in vielen Kulturen der Welt hatten die Ureinwohner Nordamerikas das Bedürfnis, durch Ursprungsmythen ihre Umwelt zu erklären. Der Ursprung von Feuer, Donner, Hexerei und Bäumen sind Themen, die in verschiedenen Formen auf dem ganzen Kontinent auftauchten. Im Nordosten gab es mehrere Irokesenlegenden, die sich mit den traditionellen Grundnahrungsmitteln der Ureinwohner beschäftigen: dem Mais, dem Kürbis und den Bohnen, oft als »die drei Schwestern« bezeichnet. Die Irokesen bestehen aus verschiedenen Stämmen, die zu einer Sprachfamilie gehören und sich im 16. Jahrhundert zur Irokesenliga* zusam menschlossen. Sie lebten im Nordosten der USA und Ontario sowie Quebec in Kanada. Fünf, später sechs Stämme waren Mitglieder der Liga: Cayuga, Mohawk, Oneida, Onondaga, Seneca und ab dem 18. Jahrhundert auch die Tuscarora. In einem Irokesenmythos gibt der Große Geist den Mohawk Mais, den Onondaga Kürbisse und den Seneca Bohnen und verteilt damit diese drei Nahrungsmittel unter den drei älteren Brüdern der Irokesenliga. Deren Kleidung soll das Blattwerk und die Blüten dieser lebenswichtigen Pflanzen repräsentiert haben. Wohlwollende Geister schützten die Ernte nicht nur vor Schädlingen wie Insekten oder Mehltau, sie sollen auch die Kürbisse zur Sonne hin gedreht haben, um den Reifungsprozess zu beschleunigen.

uf einem kleinen Hügel lebte einmal ein schöner junger Mann. Und weil er so allein war, wollte er heiraten. Er hatte wehende Gewänder und trug lange, wippende Federn, sodass es eine Freude war, ihn zu betrachten. Jeden Morgen und jeden Abend kam er aus seinem stillen Haus und sang dreimal: »Che hen, Che hen, Che hen. Sone ke kwah no wah ho ten ah you ke neah. Sag es, sag es, ich werde jemanden heiraten«, und er dachte, es sei ihm völlig egal, wer es sein würde. Lange Zeit machte er das und doch blieb er ein einsamer junger Mann.

Schließlich kam eine große junge Frau mit langem Haar, das hinten ordentlich zusammengebunden war, wie es bei den Indianerinnen üblich ist. Ihre Perlen leuchteten wie Tropfen von Morgentau und ihr fließender, grüner Umhang war mit großen goldenen Glocken verziert. Der junge Mann hörte auf zu singen und sie sagte: »Ich bin die, nach der du so lange gesucht hast, und ich bin gekommen, um dich zu heiraten.« Er aber schaute sie an und sagte: »Nein! Die bist du nicht. Du gehst so weit weg von deinem Zuhause und läufst so schnell über den Boden, dass ich nicht an deiner Seite bleiben kann. Ich kann dich nicht nehmen.« So ging das Kürbismädchen wieder fort und der junge Mann war immer noch allein. Aber er sang weiter, jeden Morgen und jeden Abend, und er hoffte weiter, dass seine Braut kommen würde.

Eines Tages erschien eine schlanke junge Frau mit anmutigen Formen und einem hübschen Gesicht. Ihr schöner Umhang war an einigen Stellen mit lieblichen Blumensträußchen verziert und mit Armreifen behängt. Sie hörte das Lied und näherte sich dem Sänger. Dann sagte sie, dass sie jemanden, der so männlich sei, von Herzen lieben könnte und ihn heiraten würde, wenn er sie auch lieben würde. Das Lied erstarb; er schaute sie an und sie gefiel ihm. Und er sagte, sie sei genau die, die er sich gewünscht und auf die er so lange gewartet habe. Sie umarmten sich liebevoll und seither ranken sich die schlanken Bohnen eng um den Mais, er stützt sie und sie verehrt ihn. Vielleicht sollte man noch hinzufügen, dass sie selbst im Tod nicht getrennt werden, denn Bohnen sind ein Bestandteil des indianischen Maisbrotes.



CHIPEWYAN DAS WUNDERBARE STEINERNE KANU

Die Chipewyan*, das »Volk des kargen Landes«, gehörten zu den nördlichen Athapasken*, die in den Wald- und Seengebieten um die Hudson Bay in Kanada lebten. Im Gegensatz zu vielen nordamerikanischen Ureinwohnern bewirtschafteten sie das Land nicht, sondern ernährten sich hauptsächlich von der Jagd auf Karibus (Rentiere), Elche und Moschusochsen sowie dem Sammeln von Wildfrüchten. Sie lebten in kleinen nomadischen Gruppen und folgten der Migration der Karibus. Als Ende des 16. Jahrhunderts die ersten europäischen Siedler in Kontakt mit den Chipewyan kamen, florierte der Pelzhandel. Doch mit den Siedlern trafen auch neue Krankheiten aus Europa ein. 1781 tötete eine Pockenepidemie den Großteil der Chipewyan-Bevölkerung. Heute leben nur noch etwa 22.000 Chipewyan in Kanada. Die folgende Geschichte beschreibt das innige Verhältnis zwischen Mensch und Natur und die unsichtbaren Welten, die das Weltbild vieler Indianerkulturen prägten.

s geschah einmal, dass ein junges Mädchen gerade an dem Tage starb, an dem sie einen jungen Krieger des Stammes heiraten sollte. Der Mann hatte den ganzen Sommer hindurch um sie geworben, und es war ausgemacht, dass sie beim ersten Schnee Mann und Frau werden sollten. Als er von ihrem Tod erfuhr, war er untröstlich und nichts konnte ihn aus seiner

Schwermut reißen. Jeden Tag begab er sich an die Stelle, wo die alten Frauen der Sippe den Leichnam seiner Braut bestattet hatten. Selbst seine Freunde konnten ihn nicht bewegen, stattdessen auf die Jagd zu gehen oder gar mit ihnen auf den Kriegspfad zu ziehen. Sein Herz war wie abgestorben, weder Pfeil und Bogen noch Tomahawk* interessierten ihn mehr. Da erinnerte er sich schließlich der alten Legende des Stammes; irgendwo tief im Wald sollte es einen Pfad geben, der in das Land der Toten führte. Sogleich beschloss er, diesen Pfad zu suchen.

Schon am nächsten Morgen machte er sich auf den Weg. Zunächst wusste er nicht, wohin er sich wenden sollte, aber dann wanderte er nach Süden, wo der Überlieferung nach das Land der Toten liegen musste. Lange wanderte er durch den verschneiten Wald, ohne irgendwelche Veränderungen zu bemerken; alles sah genauso aus wie bei ihm daheim. Wälder, Hügel, Täler und Bäche waren mit einer dicken Schneeschicht bedeckt, die das Vorwärtskommen erschwerte. Schließlich jedoch hörte der Schnee auf und die Landschaft sah freundlicher aus; überall regten sich die Vögel, Blumen blühten und dicke Knospen zeigten an, dass der Frühling angekommen war. Endgültig hatte der Krieger den Winter hinter sich gelassen. Warm war die Luft, und die Sonne spielte auf dem Pfad, auf dem er seit einiger Zeit dahinzog. Nun war er gewiss, dass er sich auf dem richtigen Weg befand, denn im Land der Toten sollte ewiger Sommer herrschen.

Gerade hatte er einen lichten Bestand von Zuckerahorn durchwandert, als er auf der Anhöhe vor sich einen Wigwam* gewahrte. Neben der Rindenhütte aber stand ein alter Mann mit langem Haar, einen Bogen in der Hand. Freundlich begrüßte ihn der junge Chipewyan und hob zum Zeichen der Freundschaft die Rechte, um anzudeuten, dass er keine Waffe darin trug.

Der Alte forderte ihn auf einzutreten. Als beide am Feuer saßen, begann der junge Krieger seine Geschichte zu erzählen. Doch der alte Häuptling, denn um einen solchen musste es sich der Kleidung nach handeln, unterbrach seinen Gast: »Ich habe dich erwartet, denn die, die du suchst, ist vor ein paar Tagen hier vorbeigezogen. Da sie von der langen Reise erschöpft war, hat sie einige Zeit bei mir gerastet. Doch dann musste sie weiter und konnte nicht auf dich warten. Sei mein Gast, ich will dir alle Fragen beantworten und dir für den weiteren Weg Ratschläge geben. Jenseits der Höhe beginnt das Land der Seelen, und mein Wigwam steht an der Grenze zwischen Diesseits und Jenseits. Wenn du morgen weiterziehst, musst du deinen Körper bei mir zurücklassen, genau wie deinen Bogen und deinen Hund. Ich werde alles aufbewahren bis zu deiner Rückkehr, denn du wirst zurückkehren ins Land der Menschen.«

Am nächsten Morgen machte sich der junge Krieger wieder auf den Weg, aber die Welt war seltsam geworden. Obwohl alles sein natürliches Aussehen behalten hatte, fühlte sich der junge Mann seltsam unbeschwert. Reich war das Land an Wild, Vögel sangen in den Büschen, Hirsche zogen zur Tränke und auf den Lichtungen balzten wilde Truthähne. Beeren und Früchte gab es im Überfluss. Mit erstaunten Augen besah sich der Krieger dies Geisterreich, selbst durch die dicksten Bäume vermochte er mit Leichtigkeit hindurchzuwandern, ohne sie auch nur zu spüren.

Mittags kam er an das Ufer eines weiten blauen Sees. In der Ferne lag eine große Insel, die leuchtend über dem Wasser stand. Am Ufer jedoch schaukelte ein weißes Kanu, das ganz aus Stein bestand, aber seltsamerweise doch auf dem Wasser schwamm. Im Boot lagen zwei Paddel, weiß und glänzend. Da besann er sich nicht lange, sondern bestieg das Kanu, nahm ein Paddel zur Hand und stieß vom Ufer ab. Mit einem Mal sah er ein zweites Kanu auf dem Wasser und darin das Mädchen, das er so lange gesucht hatte. Bald trafen sich die Boote auf dem See, dessen Wellen immer wieder über den beiden Booten zusammenzuschlagen drohten. Aber seltsam: Sobald sich eine große Welle näherte, schossen die beiden Kanus durch sie hindurch, als ob sie Luft sei. Klar und durchsichtig wie Bergkristall war das Wasser. Auf dem Seegrund aber lagen die Knochen vieler Menschen, die bei der Fahrt über das Wasser umgekommen waren. Ganze Haufen lagen dort beisammen und stellenweise verschwand der weiße Sand unter ihnen. Der Krieger und das Mädchen hatten große Angst, aber wie durch ein Wunder geschah ihnen nichts. Unbeschadet landeten sie auf jener Insel, denn der

Große Geist hatte beschlossen, diese beiden Menschen ungehindert über den See zu lassen.

Die Insel war ein Wunderland, wo stets die Sonne schien und niemand zu hungern brauchte. Die Luft selbst genügte zum Leben, keiner der Bewohner brauchte auf die Jagd zu gehen, und auch die Tiere schienen das zu wissen und zeigten keine Scheu vor den Menschen. Niemand trauerte um die Toten, denn auf dieser Insel musste niemand sterben. So gab es keine Kriege und keinen Streit.

Gern wäre der junge Krieger in diesem Land geblieben, aber der Große Geist ließ sich vernehmen: »Geh zurück zu deinem Körper und in das Land, woher du gekommen bist. Wenn deine Zeit um ist, will ich dich rufen. Die Pflichten, zu denen du geboren bist, sind noch unerfüllt. Gehe zurück zu deinem Stamm, einst wirst du unter ihnen als Häuptling leben. Der alte Häuptling, dem du deinen Körper gegeben hast, wird dir erklären, was deine Pflichten sind. Höre auf ihn und eines Tages wirst du wieder auf dieser Insel sein. Jetzt aber musst du die, die dich hierhergeführt hat, verlassen. Wenn du meinen Worten gehorchst, wirst du sie eines Tages wiedersehen, denn sie darf für immer hierbleiben. Sie wird stets so jung und hübsch sein wie an dem Tag, an dem ich sie aus dem Land des Schnees und des Winters abberufen habe.«

Als die Stimme des Großen Geistes schwieg, erwachte der junge Krieger und fand sich plötzlich daheim, wo es noch immer Winter war. Später soll er ein großer Häuptling geworden sein.

WASHINGTON IRVING DAS RECHT DER ERSTEN ENTDECKER

Der Schriftsteller Washington Irving* (1783 –1859) wird oft als »Vater der amerikanischen Literatur« bezeichnet und ist für seine zahlreichen Erzählungen bekannt, u.a. »Die Sage von der schläfrigen Schlucht« (»The Legend of Sleepy Hollow«). Seine Schreibkarriere begann jedoch mit einem satirischen Blick auf die von den Niederländern gegründete Provinz Nieuw Nederland* und deren Verwaltungssitz Nieuw Amsterdam, der 1664 von den Engländern eingenommen und prompt zu Ehren der damaligen Herzogin von York umbenannt wurde. Irving erzählt seine »Humoristische Geschichte der Stadt New York«, die 1809 veröffentlicht wurde und ein durchschlagender Erfolg war, unter dem Alias einer fiktiven Figur namens Diedrich Knickerbocker, die ihm viel Freiheit und Schärfe in seinem glänzenden Erzählstil ermöglicht. Die Geschichte beginnt mit einer Persiflage der Weltentstehungsgeschichte und stellt dabei die Ansprüche der ersten Siedler Nordamerikas in Zweifel.

ie Frage, die so plötzlich aufgetaucht ist, lautet: Welches Recht hatten die ersten Entdecker von Amerika, ein Land in Besitz zu nehmen, ohne die Bewohner um Erlaubnis zu fragen oder sie für den Verlust in angemessener Form zu entschädigen? Ein Punkt, der äußerst schwer zu klären und für viele freundliche Leute höchst beunruhigend ist.

lich anders, irgendwie. Sie wirkten nicht aufgeladen wie sonst, die gepflasterte Straße, die Cast-Iron-Gebäude. Irgendetwas Entscheidendes fehlte den Dingen überall. Sie waren unfertig, was immer das heißt. Sie waren ungesehen, was immer das heißt, Schaufenster, Laderampen, graffitibesprühte Wände. Vielleicht ist das der Anblick der Dinge, wenn keiner da ist, sie zu sehen.

Er hörte den zweiten Einsturz oder spürte in der zitternden Luft, wie der Nordturm niederging, ein leises, ehrfürchtiges Aufstöhnen von Stimmen in der Ferne. Das war er, der da niederging, mit dem Nordturm.

Der Himmel war heller hier, er konnte leichter atmen. Da waren andere hinter ihm, Tausende, die die mittlere Entfernung ausfüllten, eine nahezu geordnete Masse, Menschen, die aus dem Qualm herausliefen. Er ging immer weiter, bis er stehenbleiben musste. Es traf ihn schnell, das Bewusstsein, dass er nicht mehr weitergehen konnte.

Er versuchte sich zu sagen, dass er am Leben war, aber der Gedanke war zu vage, um sich festzusetzen. Keine Taxis unterwegs, überhaupt wenig Verkehr, und dann tauchte ein alter Lieferwagen auf, *Electrical Contractor*, Long Island City, und fuhr rechts ran, und der Fahrer beugte sich zum Beifahrerfenster und musterte, was er sah, einen Mann voll Ascheflocken, voll pulverisierter Materie, und fragte ihn, wo er hinwolle. Erst als er in den Wagen stieg und die Tür schloss, begriff er, wohin er die ganze Zeit gegangen war.

V DIE LANDESVERTEIDIGUNG

DEE BROWN WOUNDED KNEE

Die Ausrottung der nordamerikanischen Ureinwohner (»Native Americans«) stellt die Kehrseite des Freiheitsdrangs der europäischen Siedler dar. Als die ersten Europäer die Westküste Amerikas besiedelten, fand die Beziehung zwischen den Völkern unter den Bedingungen eines relativen Kräftegleichgewichts statt: Die Weißen lernten von den Indianern, in der nordamerikanischen Wildnis zu überleben, imitierten ihre Jagd-, Ackerbau- und Fischfangmethoden, aßen indianische Speisen, wandten ihre Heilmittel an und lernten, Mais und Tabak anzubauen. Der Wunsch vieler Europäer, sich in die Indianerkultur völlig einzugliedern, war so stark, dass er als ernste Gefahr für die gesellschaftlichen Ziele der Siedler betrachtet wurde. Umso trauriger ist es, dass sich das Verhältnis im Laufe der westlichen Expansionspolitik verschlechterte und im Krieg mündete. Die Schlacht von Wounded Knee – eine Ortschaft in South Dakota – gilt als die letzte kriegerische Auseinandersetzung zwischen Indianern und Weißen. Am 29. Dezember 1890 töteten Soldaten des 7. US-Kavallerieregiments Männer, Frauen und Kinder der Minneconjou-Lakota-Sioux-Indianer unter ihrem Häuptling Big Foot* bei Wounded Knee. Im selben Jahr wurde der Stammeshäuptling der Hunkpapa-Lakota-Sioux, Sitting Bull*, von zwei Indianerpolizisten ermordet. Der ebenfalls in Dakota lebende Stammeshäuptling Red Cloud*

wiederum, der als Anführer der Oglala-Lakota-Indianer erfolgreich gegen die US-Regierung Widerstand geleistet hatte, hatte sich bereits auf Friedensverhandlungen eingelassen und reiste nach Washington D.C., wo er so beeindruckt von der Macht des weißen Mannes war, dass er sich sofort auf die gestellten Bedingungen einließ und sich mit seinem Stamm in ein Indianerreservat umsiedeln ließ. Big Foot weigerte sich, den gleichen Weg wie Red Cloud zu gehen – bis das Massaker am Wounded Knee den letzten Widerstand brach. Mit seinem 1970 erschienenen Tatsachenbericht »Begrabt mein Herz an der Biegung des Flusses« schrieb der US-Amerikaner Dee Brown* eine ergreifende Schilderung des indianischen Untergangs.

ätte ihr Glaube an die Religion des Geistertanzes sie nicht mit Kraft erfüllt, so hätten die Sioux sich aus Schmerz und Wut über die Ermordung Sitting Bulls vielleicht gegen die Gewehre der Soldaten erhoben. Aber ihr Glaube, dass die Weißen bald verschwinden und im nächsten Frühling ihre toten Verwandten und Freunde zurückkehren würden, war so stark, dass sie keine Vergeltung übten. Doch die führerlosen Hunkpapas flohen zu Hunderten von Standing Rock und suchten Zuflucht in einem der Geistertanzlager oder bei Red Cloud, dem letzten der großen Häuptlinge. Am 17. Dezember erreichten etwa hundert dieser fliehenden Hunkpapas Big Foots Minneconjou-Lager am Cherry Creek. Am gleichen Tag erteilte das Kriegsministerium

die Anweisung, Big Foot zu verhaften. Er stand auf der Liste der »Unruhestifter«.

Als Big Foot erfuhr, dass Sitting Bull getötet worden war, zog er mit seinen Leuten in der Hoffnung, dass Red Cloud sie vor den Soldaten schützen würde, zum Pine Ridge. Unterwegs erkrankte er an einer Lungenentzündung, und als er Blutungen bekam, musste er in einem Wagen weiterfahren. Als sich die Minneconjous am 28. Dezember dem Porcupine Creek näherten, sichteten sie vier Kavallerietrupps. Big Foot befahl sofort, auf seinem Wagen eine weiße Fahne zu befestigen. Gegen zwei Uhr nachmittags richtete er sich auf seinem Lager auf und begrüßte Major Samuel Whitside* vom Seventh U.S. Cavalry. Big Foot war mit Blut aus seinen Lungen befleckt, und als er heiser flüsternd mit Whitside sprach, fielen rote Tropfen von seiner Nase und gefroren in der bitteren Kälte.

Whitside sagte Big Foot, dass er die Anweisung habe, ihn zu einem Kavallerielager am Wounded Knee Creek zu bringen. Der Minneconjou-Häuptling erwiderte, dass er ohnedies in diese Richtung wolle; er bringe seine Leute zum Pine Ridge in Sicherheit.

Major Whitside wandte sich an John Shangreau, einen Halbblutkundschafter, und befahl ihm, Big Foots Leute zu entwaffnen.

»Hören Sie, Major«, erwiderte Shangreau, »wenn Sie das tun, wird es wahrscheinlich zu einem Kampf kommen, und dann werden Sie all diese Frauen und Kinder töten und die Männer werden entkommen.«

Whitside wies darauf hin, dass er die Anweisung habe, Big Foots Indianer zu verhaften und ihnen ihre Waffen und Pferde wegzunehmen.

»Wir sollten sie lieber zum Lager bringen und ihnen dort ihre Pferde und Gewehre wegnehmen«, meinte Shangreau.

»Gut«, sagte Whitside. »Sagen Sie Big Foot, er soll zum Lager am Wounded Knee ziehen.«

Der Major sah den kranken Häuptling an und befahl, den Ambulanzwagen seiner Truppe zu holen. In dem Ambulanzwagen würde es wärmer sein und für Big Foot würde die Fahrt darin angenehmer sein als in dem schwankenden, ungefederten Wagen, in dem er lag. Nachdem man den Häuptling in den Ambulanzwagen gelegt hatte, stellte Whitside eine Kolonne zum Marsch zum Wounded Knee Creek auf. Zwei Kavallerietrupps übernahmen die Führung, der Ambulanzwagen und die anderen Wagen folgten, hinter ihnen wurden dicht zusammengedrängt die Indianer hergetrieben und die zwei anderen Kavallerietrupps und zwei Hotchkisskanonen bildeten die Nachhut.

Es dämmerte, als die Kolonne über den letzten Hügel und den Hang hinunter zum Chankpe Opi Wakpala zog, dem Fluss, den man Wounded Knee nannte. Das Zwielicht und die winzigen Eiskristalle, die im Halbdunkel tanzten, ließen die düstere Landschaft unwirklich erscheinen. Irgendwo an diesem mit Eis bedeckten Fluss lag an einem geheimen Ort das Herz von Crazy Horse*, und die Indianer glaubten, dass sein Geist ungeduldig auf

die neue Erde wartete, die sich ausbreiten würde, wenn im Frühling das Gras grünte.

Beim Kavalleriezeltlager am Wounded Knee Creek mussten die Indianer anhalten und wurden sorgfältig gezählt. Es waren 120 Männer und 230 Frauen und Kinder. Da es schnell dunkel wurde, beschloss Major Whitside, seine Gefangenen erst am nächsten Morgen zu entwaffnen. Er wies sie an, gleich südlich des Militärlagers ihr Lager aufzuschlagen, gab Proviant an sie aus und stellte ihnen, da sie zu wenig Tipis* besaßen, mehrere Zelte zur Verfügung. Whitside ließ einen Ofen in Big Foots Zelt stellen und befahl einem Regimentsarzt, sich um den kranken Häuptling zu kümmern. Damit keiner seiner Gefangenen fliehen konnte, postierte der Major zwei Trupps Kavallerie um die Tipis der Sioux und stellte seine Hotchkisskanonen auf einem Hügel über dem Lager auf.

Später am Abend kam der Rest des Seventh Regiment von Osten anmarschiert und biwakierte nördlich von Major Whitsides Truppen. Colonel James W. Forsyth*, der Custers früheres Regiment befehligte, übernahm die Leitung der Operationen. Er teilte Whitside mit, dass er die Anweisung erhalten habe, Big Foots Gruppe zur Union Pacific Railroad zu bringen und zu einem Militärgefängnis in Omaha zu transportieren.

Nachdem zwei weitere Hotchkisskanonen auf dem Hang des Hügels neben den anderen aufgestellt worden waren, öffneten Forsyth und seine Offiziere ein Fass Whisky und feierten Big Foots Gefangennahme.

Der Häuptling lag in seinem Zelt; er konnte nicht schlafen und rang nach Luft. Obwohl seine Leute die schützenden Geisterhemden trugen und an die Prophezeiungen des neuen Messias glaubten, hatten sie Angst vor den Ponysoldaten, die um sie herum kampierten. Vor vierzehn Jahren am Little Bighorn hatte ein Teil dieser Krieger gegen einige dieser Offiziere – Moylan, Varnum, Wallace, Godfrey und Edgerly – gekämpft und sie besiegt, und die Indianer fragten sich, ob noch Rache in ihren Herzen war.

»Am nächsten Morgen ertönte ein Hornsignal«, sagte Wasumaza, einer von Big Foots Kriegern, der einige Jahre später seinen Namen in Dewey Beard änderte. »Dann sah ich, wie die Soldaten ihre Pferde bestiegen und uns umzingelten. Man sagte uns, dass alle Männer in die Mitte zu einer Besprechung kommen sollten und dass man uns danach zur Pine-Ridge-Agentur bringen würde. Big Foot wurde aus seinem Wigwam* geholt und die älteren Männer versammelten sich um ihn und setzten sich neben ihn in die Mitte.«

Nachdem zum Frühstück Zwieback verteilt worden war, teilte Colonel Forsyth den Indianern mit, dass man sie jetzt entwaffnen werde. »Sie verlangten unsere Gewehre und Waffen«, sagte White Lance, »und so gaben wir alle unsere Gewehre ab und sie wurden in der Mitte aufgestapelt.« Die Offiziere waren mit der Zahl der abgelieferten Waffen nicht zufrieden und befahlen Soldaten, die Zelte zu durchsuchen. »Sie gingen in die Wigwams,

kamen mit Bündeln heraus und rissen sie auf«, sagte Dog Chief. »Sie brachten unsere Beile, Messer und Zeltstangen und legten sie neben die Gewehre.«

Die Offiziere gaben sich noch immer nicht zufrieden und befahlen den Kriegern, ihre Decken abzulegen und sich nach Waffen durchsuchen zu lassen. Die Indianer machten wütende Gesichter, doch nur Yellow Bird, der Medizinmann, protestierte offen. Er machte ein paar Geistertanzschritte, sang eins der heiligen Lieder und sagte den Kriegern, dass die Kugeln der Soldaten ihre Kleider nicht durchdringen könnten.

Die Soldaten fanden nur zwei Gewehre; das eine war eine neue Winchester-Waffe und gehörte einem jungen Minneconjou namens Black Coyote. Black Coyote hob das Gewehr über den Kopf und rief, er habe viel Geld dafür bezahlt und es sei sein Eigentum. Einige Jahre später berichtete Dewey Beard, dass Black Coyote taub war. »Wenn sie ihn in Ruhe gelassen hätten, dann hätte er sein Gewehr abgeliefert. Sie packten ihn und drehten ihn herum. Selbst in diesem Moment war er noch ruhig. Er richtete sein Gewehr auf niemanden. Er hatte die Absicht, es hinzulegen. Da packten sie das Gewehr, das er hinlegen wollte. Gleich nachdem sie ihn herumgedreht hatten, fiel ein Schuss. Ich weiß nicht, ob jemand getroffen wurde, doch es folgte ein lautes Krachen.«

»Das Krachen hörte sich an wie das Zerreißen von Segeltuch«, sagte Rough Feather. Afraid-of-the-Enemy meinte, es klang wie das »Krachen eines Blitzes«.

Turning Hawk sagte, Black Coyote »war ein Verrückter, ein junger Mann, der auf die anderen einen sehr schlechten Einfluss ausübte«. Er sagte, Black Coyote habe sein Gewehr abgefeuert, »und sofort erwiderten die Soldaten das Feuer und schossen blindlings um sich«.

In den ersten Sekunden war das Krachen der Karabiner ohrenbetäubend und die Luft voller Pulverqualm. Unter den Sterbenden, die auf dem gefrorenen Boden lagen, war Big Foot. Dann herrschte einen Moment Stille und es kam zu einem Handgemenge zwischen den Indianern und Soldaten, bei dem Messer, Keulen und Pistolen benutzt wurden. Da nur wenige der Indianer Waffen besaßen, mussten sie bald fliehen, worauf die großen Hotchkisskanonen auf dem Berg sie unter Beschuss nahmen. Sie feuerten fast jede Sekunde eine Granate ab, beschossen das Indianerlager, zerfetzten mit ihren Schrapnells die Wigwams und töteten Männer, Frauen und Kinder.

»Wir versuchten fortzulaufen«, sagte Louise Weasel Bear, »doch sie schossen auf uns, als wären wir Büffel. Ich weiß, dass es auch gute Weiße gibt, doch Soldaten, die auf Frauen und Kinder schießen, müssen böse sein. Indianische Soldaten würden niemals weiße Kinder erschießen.«

»Ich lief weg und folgte den Flüchtenden«, sagte Hakiktawin, eine andere junge Frau. »Mein Großvater, meine Großmutter und mein Bruder wurden getötet, als wir die Schlucht durchquerten, und dann schlug eine Kugel durch meine rechte Hüfte und traf mein rechtes Handgelenk und ich konnte nicht weiter, weil ich nicht mehr

laufen konnte, und nachdem der Soldat mich getroffen hatte, kam ein kleines Mädchen zu mir und kroch unter meine Decke.«

Als das Massaker endete, waren Big Foot und über die Hälfte seiner Leute tot oder schwer verwundet; 153 Tote wurden gezählt, doch viele Verwundete krochen fort und starben später. Einer Schätzung zufolge kamen fast dreihundert von den 350 Männern, Frauen und Kindern ums Leben. Von den Soldaten fielen fünfundzwanzig, und neununddreißig wurden verwundet; die meisten waren von ihren eigenen Kugeln und Schrapnells getroffen worden.

Nachdem man die verwundeten Kavalleristen zur Agentur am Pine Ridge gebracht hatte, marschierte ein Trupp Soldaten zum Schlachtfeld am Wounded Knee, sammelte die noch lebenden Indianer auf und legte sie auf Wagen. Da sich gegen Abend ein Schneesturm näherte, ließ man die toten Indianer liegen. (Als die Soldaten nach dem Schneesturm zum Wounded Knee zurückkehrten, waren die Toten, darunter Big Foot, zu grotesken Gestalten erstarrt.)

Nach Einbruch der Dunkelheit erreichten die Wagen mit den verwundeten Sioux (vier Männern und siebenundvierzig Frauen und Kindern) die Agentur am Pine Ridge. Da alle verfügbaren Baracken mit Soldaten belegt waren, ließ man sie in der bitteren Kälte auf den offenen Wagen liegen, während ein unfähiger Armeeoffizier eine Unterkunft suchte. Schließlich nahm man die Bänke aus der Episkopalkirche und breitete Heu auf dem Fußboden aus.

Es war der vierte Tag nach Weihnachten im Jahr des Herrn 1890. Als die ersten zerfetzten und blutenden Indianer in die mit Kerzen beleuchtete Kirche getragen wurden, konnten jene, die bei Bewusstsein waren, die weihnachtlichen Tannenzweige sehen, die an den Dachbalken hingen. Über den Altar über der Kanzel war ein Tuch gespannt, auf dem die Worte standen:

FRIEDE AUF ERDEN UND DEN MENSCHEN EIN WOHLGEFALLEN.



ALEXANDER HUNTER NORD GEGEN SÜD

Entgegen der verbreiteten Meinung, dass der Amerikanische Bürgerkrieg* wegen unterschiedlicher Haltungen zur Sklaverei entflammte, waren die Ursprünge des Nord-Süd-Konfliktes in Wirklichkeit viel komplexer und entstanden hauptsächlich aus dem bis heute andauernden Machtstreit zwischen den föderalen Bundesstaaten und der zentralen Regierung in Washington D.C. Als 1860 die elf Südstaaten aus der Union austraten und eine eigene Regierung im Süden bildeten (die Konföderation*), taten sie dies aus wirtschaftlichen Erwägungen. Die Baumwollindustrie – deren gigantische Gewinne stark von der Sklaverei abhängig waren – florierte im Süden. Dagegen wollte die zentrale US-Regierung die einzelnen Bundesstaaten zunehmend in die Pflicht nehmen, um bundesweite Projekte wie etwa den Ausbau des Straßen- und Eisenbahnnetzes zu finanzieren. Hinzu kam, dass der Verkauf von billigem Land an Farmer im Westen die Überlegenheit der südlichen Baumwollplantagen bedrohte. Im Gegenzug kämpften die 23 Nord- und Weststaaten, die die föderale Regierung unterstützten, darum, die Union zu bewahren. Von 1861 bis 1865 riss der »American Civil War« die USA entzwei und hinterließ tiefe Wunden. Die Erbitterung hinderte die Soldaten der beiden Armeen dennoch nicht, gelegentlich kameradschaftlich miteinander zu verkehren. In seinem Buch »Johnny Reb und Billy Yank« (Reb = Rebell; Yank = Yankee aus dem Norden) erzählt Alexander Hunter*, der in der Armee der Konföderierten kämpfte, von seinen Erlebnissen am Fluss Rappahannock in Virginia.

Kurz, die 50 Milliarden Dollar, die wir jährlich für die Verteidigung ausgeben, könnten sich ohne die für die Militär- und Wirtschaftshilfe erforderlichen 4 Milliarden Dollar als unwirksam erweisen.

Ich habe über Stärke als Abschreckung und als Widerstand gegenüber Überfällen und Angriffen gesprochen. In unserer heutigen Welt jedoch kann die Freiheit verloren gehen, ohne dass ein Schuss fällt; durch Stimmzettel ebenso gut wie durch Kugeln. Der Erfolg unserer Führung hängt von dem Respekt ab, dem man sowohl unserem Auftrag in aller Welt als auch unseren Raketen entgegenbringt, und von einer klaren Erkenntnis der Segnung der Freiheit und des Fluches der Tyrannei. [...]

Wir in Amerika, wir Amerikaner dieser Generation, sind weniger aus eigenem Antrieb denn vom Schicksal bestimmt – die Wächter auf den Wällen der Freiheit der Welt. Deshalb bitten wir darum, dass wir uns unserer Macht und Verantwortung wert erweisen, unsere Stärke in Weisheit und Selbstbeschränkung anwenden; und für unsere Zeit und für alle Zukunft den alten Traum von »Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen« verwirklichen mögen. Dies muss stets unser Ziel sein – und unsere Stärke muss immer auf der Rechtschaffenheit unserer Sache beruhen. Wie es geschrieben steht: »Wo der Herr nicht die Stadt behütet, wachet der Wächter umsonst.«

VI DAS ALLGEMEINE WOHL

MENOMINEE DER JUNGE, DER DIE SONNE FING

Der Indianerstamm der Menominee* gehört zur Algonkin-Sprachfamilie*. Sie lebten am Menominee River, der östlichen Grenze zwischen den heutigen Bundesstaaten Wisconsin und Michigan. Die Menominee waren ein friedliches Volk, das sein Territorium von vier Millionen Hektar sogar mit anderen Nomadenstämmen teilte. Sie waren sesshaft und bewohnten kuppelförmige Hütten, die sie auch zur Lagerung von Wildreis, ihrem Hauptnahrungsmittel, nutzten. Die Menominee glaubten, dass die Erde in zwei Welten geteilt sei: die obere und die untere. Die obere Welt stand für das Gute, die untere für das Böse. Beide Welten wurden in weitere Ebenen unterteilt. Die Ebene, die am weitesten von der Erde entfernt lag, war am mächtigsten. In der oberen Welt war dies die Sonne, gefolgt vom Donnervogel, den Kriegsgöttern, dem Morgenstern, dem Goldenen Adler und dem Weißen Schwan. Die erste Ebene unter der Erde gehörte der gehörnten Schlange; den Abschluss bildete der Große Weiße Bär. Viele Ureinwohner des Nordostens glaubten, dass die Welt von einer allmächtigen Sonne erschaffen wurde, die zuerst das Universum formte, dann die Erde befruchtete und mit ihren durchdringenden Strahlen lebendige Geschöpfe hervorbrachte.

s waren einmal drei Brüder. Eines Tages gingen die beiden älteren auf die Jagd in den Wald, der jüngste aber musste zu Haus bleiben. Er streifte in der Nähe der Hütte umher in der Hoffnung, dort ein Wild zu erlegen, aber nicht einmal ein Kaninchen ließ sich blicken. Zornig und traurig warf er sich auf die Erde und weinte. Um sich aber vor der Sonne zu schützen, die am Himmel stand, bedeckte er seinen ganzen Körper mit einem Mantel aus Biberfell.

Als nun die Sonne gerade über ihm stand, erkannte sie den Jungen und schickte einen Strahl zur Erde, der brannte Löcher in das Biberfell und ließ den Umhang zusammenschrumpfen, bis er den Jungen nicht mehr bedeckte. Da lächelte die Sonne böse und der Junge weinte noch heftiger als zuvor. Erst hatten ihn seine beiden Brüder schlecht behandelt, jetzt peinigte ihn auch noch die Sonne.

Er richtete sich auf und sagte zur Sonne: »Du hast mir böse mitgespielt. Du hast mir meinen Umhang verbrannt. Womit habe ich das verdient? Warum bestrafst du mich?«

Die Sonne lächelte nur und antwortete nicht.

Der Junge nahm seinen Bogen und seine Pfeile und den verbrannten Umhang, lief zum Wigwam* zurück, legte sich dort in eine dunkle Ecke und weinte wieder. Seine Schwester kam herein und fragte: »Mein Bruder, was ist geschehen? Warum weinst du?«

»Sieh mich an«, sagte der Junge, »ich bin traurig, weil die Sonne mir meinen Umhang aus Biberfell verbrannt hat. Heute ist es mir schlecht gegangen.« Dann wandte er sein Gesicht ab und versuchte zu schlafen, aber selbst noch im Schlaf hörte man ihn schluchzen.

Als er erwachte, sprach er zu seiner Schwester: »Gib mir einen Faden. Ich habe einen Einfall gehabt.«

Sie gab ihm einen Faden aus Tierdarm, aber er sagte: »Nein, das ist es nicht, was ich brauche. Gib mir einen Faden aus Haar.«

»Nimm diesen«, sagte sie, »er ist stark.«

»Nein«, sagte der Junge, »es ist Zwirn. Ich brauche einen Faden aus Haar.«

Endlich begriff sie, was er vorhatte, riss sich ein einzelnes Haar aus, gab es ihm und er war zufrieden. Er fasste das Haar an beiden Enden, begann, es glatt zu streichen, und dehnte es, bis es von den Fingerspitzen der einen Hand zu den Fingerspitzen der anderen Hand reichte.

Dann lief er zu der Stelle, wo der Weg der Sonne die Erde berührt und seinen Umhang verbrannt hatte, machte eine feine, unsichtbare Schlinge und legte sie über den Pfad der Sonne. Und wie nun die Sonne diesen Weg daherkam, fiel die Schlinge um ihren Hals und zog sich zu, dass die Sonne beinahe erstickte.

Es wurde dunkel und die Sonne rief die Nachtvögel herbei. »Helft mir, Brüder«, sagte sie, »nagt diese Schlinge durch, ehe sie mich erdrosselt.«

Die Nachtvögel kamen, aber die Schlinge hatte sich schon so tief in den Hals der Sonne geschnitten, dass sie die Vögel nicht durchbeißen konnten.

189

Unterdessen hatte der Junge seine beiden älteren Brüder herbeigerufen.

»Ich habe die Sonne gefangen«, erzählte er ihnen stolz.

»Niemand kann die Sonne fangen«, antworteten sie.

»Ich habe die Sonne gefangen«, behauptete er wieder. Da liefen sie mit ihm zu der Schlinge und sahen, dass er die Wahrheit sprach.

»Gib mich frei«, bat die Sonne den Jungen.

»Ich denke nicht daran«, sagte er, »selbst wenn ich dich freigeben wollte, wenn ich die Schlinge von deinem Hals nehmen würde, müsste ich mir dabei die Finger verbrennen.«

»Du hast deine Rache gehabt«, sagte die Sonne zu dem Jungen, »aber jetzt lass mich frei. Du darfst meinen Namen führen. Das wird dir Kraft verleihen bei der Jagd und auf dem Kriegspfad.«

»Meine beiden Brüder sollen meinen neuen Namen aussprechen, dann werde ich mir überlegen, ob ich dich freilasse«, antwortete der Junge.

»Sprecht schnell den Namen nach, den ich euch sage, denn sterbe ich, so wird große Kälte und viel Unheil über die Menschen kommen. Nennt euren Bruder den ›Jungen-der-die-Sonne-fing‹.«

»>Junge-der-die-Sonne-fing<, lass die Sonne wieder frei«, sagten die Brüder.

»Noch auf ein Wort«, sagte der Junge, »darf ich von nun an auch mit euch auf die Jagd und auf den Kriegspfad gehen?« »Wer sich einen Namen gemacht hat, darf auch mit uns auf die Jagd und auf den Kriegspfad«, antworteten die Brüder, »aber gespannt sind wir, wie du die Sonne nun freilassen willst, ohne dir dabei die Finger zu verbrennen.«

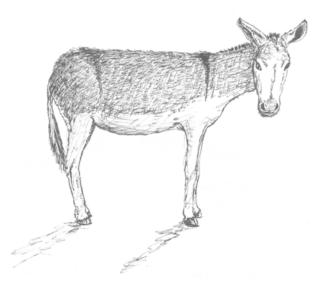
Da zog der »Junge-der-die-Sonne-fing« aus seinem Gürtel ein kleines Pfeifchen hervor und blies darauf, und sogleich kamen viele Mäuse aus ihren Löchern hervor, die nagten und bissen an der Schlinge, bis das Haar zerriss und die Sonne wieder weiterlaufen konnte auf ihrer Bahn.

Das erste Stück Wild, das der »Junge-der-die-Sonnefing« erlegte, brachte er seiner Schwester. Und später wurde er unter seinem neuen Namen ein berühmter Häuptling, der große Taten vollbrachte, denn die Sonne, froh, dass sie wieder freigekommen war, blendete von nun an alle Tiere, die er töten wollte, und alle Feinde, gegen die er kämpfte.



dir einen Fußtritt geben, aber ich weiß, dass du nicht aufwachen wirst.«

Und die Nacht kam und die Kleine schlief ein. Und als die Mauleselin den Prinzen kommen sah, gab sie ihr Fußtritte, aber sie wachte nicht auf. Der Prinz kam, nahm ihr den Hut weg und sah, dass sie lange Haare hatte. So erfuhr er, dass sie eine Frau war und nicht ein Mann. Da wachte die Kleine auf und der Prinz fragte sie, ob sie ihn heiraten wolle. Sie sagte Ja und sie haben geheiratet. Und das Mädchen pflegte die Mauleselin immer, bis diese starb. Und als sie starb, war das Mädchen lange sehr traurig. Der Prinz und die Prinzessin aber lebten lange zusammen.



THOMAS JEFFERSON VON DEN VERSCHIEDENEN IM STAATE GEDULDETEN RELIGIONEN

Die freie Religionsausübung spielt eine prägende Rolle in der Entwicklung der nordamerikanischen Kultur und spiegelt die multikulturelle Herkunft seiner Einwohner. Zur Kolonialzeit kamen Quäker*, Baptisten*, Calvinisten* und Protestanten aus Europa, um einen Zufluchtsort zu suchen, wo sie ihren Glauben ohne Verfolgung praktizieren konnten. Später brachten neue Einwanderer ihre eigenen Religionen mit und heute gilt Nordamerika als die Region mit der größten religiösen Vielfalt der Welt. Das Ethos der Religionsfreiheit ist den Gründervätern der USA und Kanadas zu verdanken. Der US-Amerikaner Thomas Jefferson*, der von 1801 bis 1809 als dritter Präsident der Vereinigten Staaten amtierte, war der Hauptverfasser der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung* und einer der einflussreichsten Staatstheoretiker der USA. Er machte sich für die Trennung von Religion und Staat stark, für die Freiheit des Einzelnen und für eine ausgeprägte föderale Struktur der Vereinigten Staaten. In seinem Buch »Betrachtungen über den Staat Virginia« (1781) setzte er sich mit seinem Geburtsstaat Virginia und seinem Gesellschaftsideal auseinander.

ie ersten Siedler in diesem Land emigrierten aus England und gehörten der englischen Hochkirche an, welche damals einen glänzenden

Sieg über alle anderen Glaubensgemeinschaften davongetragen hatte. Da sie bald die Macht besaßen, Gesetze zu erlassen und auszuführen, zeigten sie in diesem Land dieselbe Unduldsamkeit wie ihre presbyterianischen* Brüder, die in die nördlichen Gegenden ausgewandert waren.

Die armen Quäker flüchteten damals vor der Verfolgung in England. Sie erblickten in den neuen Ländern Asylstätten bürgerlicher und religiöser Freiheit, doch sie fanden, dass diese nur der herrschenden Sekte Freiheit gewährten. Verschiedene Verordnungen der virginischen Versammlung aus den Jahren 1659, 1662 und 1693 hatten eine Weigerung der Eltern, ihre Kinder taufen zu lassen, unter Strafandrohung gestellt, hatten gesetzwidrige Zusammenkünfte von Quäkern verboten, hatten Schiffskapitänen Strafen angedroht, die einen Quäker in den Staat brachten, und hatten angeordnet, dass alle hier befindlichen und noch eintreffenden Quäker gefangengesetzt werden sollten, bis sie sich bereit erklärten, das Land zu verlassen. Sie bestimmten für die erste und die zweite Rückkehr eine milde Bestrafung, aber für die dritte die Todesstrafe. Durch diese Verordnungen wurde auch allen untersagt, Zusammenkünfte der Quäker in oder nahe bei ihren Häusern zu dulden, sie einzeln zu beherbergen oder Bücher zu verbreiten, die ihre Lehren enthielten. Wenn es hier im Gegensatz zu Neuengland dennoch zu keinen Exekutionen kam, so hat man dies wahrlich nicht der Mäßigung der Kirche oder dem Geist der Gesetzgebung zu verdanken, sondern lediglich gewissen historischen Umständen, die uns nicht überliefert worden sind.

Die Anglikaner blieben etwa ein Jahrhundert lang im ungestörten Besitz des Landes. Andere Meinungen schlichen sich dann allmählich ein, und da die große Sorgfalt der Regierung, ihre eigene Kirche aufrechtzuerhalten, die Geistlichkeit gleichgültig und sorglos gemacht hatte, waren zu Anfang der jetzigen Revolution schon zwei Drittel des Volkes »Dissenters«* geworden. Die Gesetze waren zwar noch immer drückend für sie, doch der Eifer der einen Partei hatte sich bis zur Mäßigung abgekühlt, während der Mut der anderen einen achtunggebietenden Grad der Entschlossenheit erreicht hatte.

Die gegenwärtige Gesetzeslage im Hinblick auf die Religion ist wie folgt: Der Konvent vom Mai 1776 hat es in seiner Menschenrechtserklärung für eine Wahrheit und ein natürliches Recht erklärt, dass die Religionsausübung frei sein müsse. Als er aber auf der Grundlage dieser Erklärung die neue Regierungsform einrichten wollte, wurden die in der Menschenrechtserklärung deklarierten Prinzipien nicht aufgegriffen und durch Gesetzeskraft geschützt; vielmehr wurden alle Punkte, die unsere Religionsfreiheit begründeten, übergangen und beiseite gelassen. Derselbe Konvent widerrief jedoch, als er im Oktober 1776 in Gestalt der neuen Legislative zusammenkam, alle Parlamentsakte, die es für strafbar erklärt hatten, in Religionsangelegenheiten irgendwelche Meinungen aufrechtzuerhalten, den Kirchgang zu unterlassen und eine

besondere Art des Gottesdienstes durchzuführen. Außerdem wurden die Gesetze aufgehoben, nach welchen die Geistlichen ein bestimmtes Gehalt erhielten, und dies wurde im Oktober 1779 auf immer bestätigt.

So wurde die gesetzliche Religionsunterdrückung aufgehoben und es blieben jetzt nur noch die vom Common Law* oder durch unsere Parlamentsverordnungen auferlegten Unterdrückungsmaßnahmen. Nach dem Common Law war Häresie ein Kapitalverbrechen, das mit Verbrennen bestraft wurde. Die Definition wurde den geistlichen Richtern überlassen, die auch das Urteil sprachen, bis eine Verordnung aus dem ersten Regierungsjahr der Königin Elisabeth (1558/59) diese Befugnis einschränkte, indem erklärt wurde, dass nichts als Ketzerei gelten solle, was nicht in den kanonischen Büchern der Schrift als solche festgestellt sei oder durch eine der vier ersten allgemeinen Kirchenkonzile oder durch ein anderes Konzil, welches seine Meinung auf eindeutige Aussagen der Bibel stützen könne.

Da die so umrissene Ketzerei einen Verstoß gegen das Common Law darstellt, gehört sie einer Parlamentsakte vom Oktober 1777 zufolge vor das Allgemeine Gericht. Es wird nämlich erklärt, dass die Rechtsprechung dieses Gerichts sich auf alle Angelegenheiten des Common Law erstrecken soll. Kraft einer Verordnung unserer Versammlung aus dem Jahr 1705 wird jeder in der christlichen Religion erzogene Mensch, der die Existenz eines Gottes oder der Dreieinigkeit leugnet oder behauptet, es gebe

mehr als einen Gott, oder der die Wahrheit der christlichen Religion und den göttlichen Ursprung der Schrift leugnet, beim ersten Vergehen dadurch bestraft, dass man ihn für unfähig erklärt, irgendein geistliches, ziviles oder militärisches Amt oder eine entsprechende Beschäftigung auszuüben. Beim zweiten Vergehen darf er keine Klage erheben, keine Erbschaft und kein Vermächtnis annehmen, weder Vormund, Testamentsvollstrecker oder Verwalter sein und wird außerdem mit drei Jahren Gefängnis ohne die Möglichkeit einer Freilassung gegen Kaution bestraft. Da das Sorgerecht eines Vaters gegenüber seinen Kindern in den Gesetzen begründet ist, die ihm die Vormundschaft einräumen, und man einem Ketzer eben diese nimmt, so kann man ihm natürlich auch seine Kinder wegnehmen und durch Gerichtsbeschluss orthodoxeren Menschen anvertrauen. Dies ist eine kurze Übersicht der religiösen Sklaverei, welcher sich ein Volk, das Leben und Besitz zur Errichtung seiner bürgerlichen Freiheit wagte, noch immer freiwillig unterwirft.

Wie wenig eine herrschende Religion notwendig ist, beweisen unsere Schwesterstaaten Pennsylvanien und New York, die schon lange ohne irgendeine verordnete Religion auskommen. Als sie den Versuch wagten, war er neu und zweifelhaft. Er ist über alle Erwartungen gelungen. Die beiden Staaten florieren ungemein. Die Religion wird geehrt, freilich in verschiedener Gestalt, aber alle sind gut und reichen hin, um Frieden und Ordnung zu erhalten. Sollte eine Sekte entstehen, deren Lehren den

guten Sitten zuwiderliefen, dann kann sich die Vernunft frei entfalten; sie argumentiert und gibt der Lächerlichkeit preis, ohne den Staat damit zu behelligen. Bei ihnen gibt es nicht mehr Übeltäter als bei uns.

Sie haben auch nicht stärker unter Religionsstreitigkeiten zu leiden. Im Gegenteil, ihre Harmonie ist unvergleichlich und man kann dies, da sie sich sonst von keiner Nation auf Erden unterscheiden, nur der grenzenlosen Toleranz zuschreiben.

Es stimmt, durch den Geist der Zeit sind wir immer noch gegen sie abgesichert. Ich bezweifle, ob die Menschen dieses Landes eine Hinrichtung wegen Häresie auf sich nehmen würden oder drei Jahre Gefängnis wegen Nichtbegreifens der Mysterien der Dreifaltigkeit. Ist aber auf den Geist des Volkes stets unweigerlich Verlass? Herrscht er? Ist dies die Art von Schutz, die wir für die Rechte, die wir aufgeben, erhalten? Der Geist der Zeit mag sich überdies ändern, wird sich ändern. Unsere Herrscher werden korrupt werden, unser Volk nachlässig. Ein einzelner Fanatiker mag als Verfolger den Anfang machen und bessere Männer werden seine Opfer sein. Es kann nicht oft genug wiederholt werden, dass die beste Zeit für die Festlegung wesentlicher Rechte auf einer gesetzlichen Grundlage gegeben ist, solange unsere Herrscher ehrlich und wir selbst einig sind. Vom Schluss dieses Krieges an wird es mit uns abwärtsgehen. Später wird es nicht nötig sein, das Volk fortwährend um Unterstützung zu ersuchen. Man wird es deshalb vergessen

und seine Rechte missachten. Es wird sich selbst vergessen, nur nicht in der ausschließlichen Fähigkeit, Geld zu machen, und wird nie daran denken, sich zu vereinen, um eine gebührende Beachtung seiner Rechte zu bewirken. Deshalb werden die Ketten, die am Schluss dieses Krieges nicht abgeschüttelt werden, noch lange auf uns lasten; sie werden immer schwerer gemacht werden, bis unsere Rechte neu aufleben oder mit einem Zucken erlöschen werden.



Sie kniff die Augen zusammen und zitterte. Lucille zitterte. Wir drehten uns alle um und hielten nach Gatsby Ausschau. Es bewies, wie viel romantisches Rätselraten er auslöste, dass auch solche Menschen über ihn tuschelten, die sonst auf dieser Welt wenig gefunden hatten, über das zu tuscheln ihnen notwendig erschien.



VII DAS GLÜCK DER FREIHEIT

INUIT SEDNA, DAS MÄDCHEN, DAS IN DIE UNTERWELT KAM

Die Meeresgöttin Sedna ist von besonderer Bedeutung für das Volk der Inuit* und taucht in vielen Sagen auf. Die Mutter aller Meerestiere lebte in der Tiefe der See in einem Haus aus Walbein und wurde von ihrem Hund bewacht – einem Tier mit ebenfalls hohem Stellenwert in der Inuit-Kultur. Sedna bestimmte darüber, welche und wie viele Meerestiere gefangen werden durften. Wenn die Menschen gegen ihr Gebot verstießen, schickte sie einen Sturm oder zog den Jäger in die Tiefe des Meeres. Durch ihre Schamanen oder Angakkut konnten die Inuit in Verbindung zu höheren Wesen treten, und bei widrigen Wetterbedingungen, die den Inuit ihre Jagdbeute auf See verwehrten, tauchten die Angakkut zu Sedna auf den Grund des Meeres, um Fangtiere zu erbitten. Die folgende Sage erzählt vom Ursprung dieser Meeresgöttin, die einst ein wunderschönes Mädchen war, das alle ihre Bewerber abwies. Obwohl es zahlreiche Fassungen gibt, in denen Sedna unterschiedliche Vorgeschichten zugedacht werden, ist ein Element stets gleich: Die Finger von Sedna werden von ihrem eigenen Vater abgeschnitten. Und jedes Mal endet die Geschichte, indem Sedna zum Meeresboden sinkt und eine (oft rachsüchtige) Meeresgöttin wird. Der Schauplatz dieser Version ist der grönländische Padli-Fjord.

n Padli lebte ein Mädchen, das Avilayoq hieß. Da sie keinen Mann haben wollte, wurde sie auch Uinigumissuitung genannt. Auf ihrem Wohnplatz lag ein Stein, der rot und weiß gefleckt war. Dieser Stein verwandelte sich in einen Hund und heiratete das Mädchen.

Sie hatten viele Kinder. Einige von ihnen waren Eskimo, andere weiße Menschen, andere wiederum Inuarudligat, Ijiqat und Adlet (Inlandbewohner).

Die Kinder machten viel Lärm, sodass Avilayoqs Vater dadurch sehr gestört wurde. Daher fuhr er sie alle zu der Insel Amituaqdjuausiq hinüber, und Avilayoq schickte nun jeden Tag ihren Mann zur Hütte ihres Vaters, um Fleisch für alle zu holen. Zu diesem Zweck hing sie ihrem Mann ein Paar Stiefel um den Hals, die mit einem Band zusammengebunden waren. Der alte Mann füllte die Stiefel mit Fleisch, worauf der Hund mit ihnen wieder zurückschwamm.

Eines Tages, als der Hund wieder einmal zum Wohnplatz des Alten geschwommen war, um Nahrung zu holen, erschien vor Avilayoqs Hütte ein Mann in einem Kajak und rief ihr zu: »Nimm deinen Beutel und komm mit!« Da er die Gestalt eines großen, schlanken und gutaussehenden Mannes hatte, fand die junge Frau Gefallen an ihm und fuhr mit. Nachdem sie eine Weile gefahren waren, kamen sie zu einem Eisberg, an dem sie anhielten, weil der Mann darauf steigen wollte. Als er nun seinen Kajak verlassen hatte, sah die junge Frau mit Entsetzen,

dass ihr Begleiter ganz klein war, und sie entdeckte, dass er ihr nur so groß vorgekommen war, weil er auf einer hohen Unterlage gesessen hatte. Da begann sie zu jammern, während er lachte und sagte: »Oh, du hast wohl meinen Sitz gesehen?« Dann stieg er wieder in seinen Kajak und sie setzten ihre Reise fort.

Endlich kamen sie zu einem Wohnplatz, wo viele Menschen in ihren Hütten lebten. Er zeigte ihr eine der Hütten, die aus den Fellen einjähriger Robben bestand, erzählte ihr, dass sie ihm gehöre und dass sie dort wohnen würden. Dann landeten sie, und während er seinen Kajak säuberte und an seinen Ort brachte, ging sie schon in die Hütte. Es dauerte auch gar nicht lange, da war er mit seinen Arbeiten am Kajak fertig, betrat die Hütte und legte sich zu ihr auf die Pritsche, um sie zu seiner Frau zu machen. Danach blieb er noch drei oder vier Tage bei ihr und ging dann wieder auf Robbenfang. Ihr neuer Ehemann war ein Sturmvogel.

Inzwischen hatte der Vater den Hund in seinem Haus zurückgelassen und war selbst zur Insel hinübergefahren, um seine Tochter zu besuchen. Da er sie aber nirgends finden konnte, fuhr er wieder zurück und sagte dem Hund, dass er hier auf ihn warten solle, während er sein Boot klarmachte, um seine Tochter zu suchen.

Er fuhr mit seinem großen Boot eine ganze Zeitlang umher, ohne sie finden zu können. Schließlich aber sichtete er den Wohnplatz, auf dem seine Tochter jetzt lebte. Und als er sie zu Gesicht bekam, rief er ihr zu, zum Boot

zu kommen. Das tat die Tochter auch und er versteckte sie zwischen ein paar Fellen.

Sie waren nicht lange gefahren, als sie sahen, dass ein Mann in einem Kajak sie verfolgte. Das war ihr neuer Ehemann.

Bald hatte er sie eingeholt, und als er längs des Bootes war, bat er die junge Frau, ihre Hand zu zeigen, aber sie rührte sich nicht. Dann wollte er gerne ihren Fausthandschuh sehen, aber sie kam seinem Wunsch nicht nach. Vergebens versuchte er auf alle mögliche Art, sie zu überreden, sich zu zeigen. Sie hielt sich weiter verborgen. Da begann er zu weinen, indem er seinen Kopf auf die Arme legte, die er über die Sitzöffnung seines Kajaks kreuzte.

Avilayoqs Vater fuhr darauf so schnell er nur konnte weiter und der Kajakfahrer blieb hinten zurück.

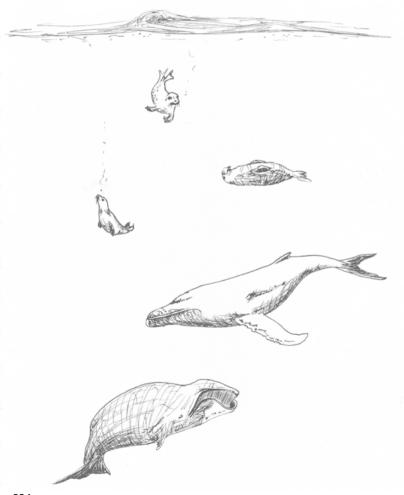
Es war still und sie setzten ihre Heimreise fort. Nach einiger Zeit sahen sie, wie etwas hinter ihrem Boot herkam. Sie konnten nicht genau sehen, was es war. Manchmal hatte es den Anschein, als wenn es ein Kajakfahrer wäre, manchmal sah es wie ein Sturmvogel aus. Es flog auf und nieder, glitt dann übers Wasser und erreichte schließlich das Boot, das es mehrmals umkreiste, worauf es wieder verschwand.

Plötzlich erschien eine kleine Welle und dann noch eine und immer mehr. Und das Wasser begann anzuschwellen und nach kurzer Zeit wütete ein Sturm. Das Boot aber war weit vom Ufer fort. Der alte Mann bekam Angst, dass er ertrinken könnte. Und da er die Rache des Sturmvogels, des neuen Ehemanns seiner Tochter, fürchtete, warf er das arme Mädchen einfach ins Wasser. Sie aber hielt sich an der Reling fest. Da nahm der Vater ein Beil und haute ihr die ersten Glieder ihrer Finger ab. Und als sie ins Wasser fielen, wurden sie alle in Wale verwandelt. Aus den Fingernägeln aber entstand das Walbein. Immer noch klammerte sie sich ans Boot und wieder griff der Vater zum Beil und schlug ihr die nächsten Fingerglieder ab. Diese wurden in Kegelrobben verwandelt. Und als der Vater ihr die letzten Fingerglieder abhackte, verwandelten sich diese alle in Seehunde. Nun hing sie nur noch mit ihren Stumpen am Boot, und da griff der Vater nach dem Steuerruder und stach ihr das linke Auge aus. Rücklings fiel sie nun ins Wasser, während er das Ufer erreichte.

Dann füllte er die Stiefel, in denen der Hund seiner Familie immer das Fleisch hinüberzubringen pflegte, mit Steinen und legte bloß oben etwas Fleisch darauf. Der Hund schwamm nun los. Als er aber die Hälfte der Strecke zurückgelegt hatte, zogen ihn die Steine nach unten. Er begann zu sinken und ertrank. Als das geschah, war ein großes Geschrei zu hören. Der Vater nahm jetzt sein Zelt und ging zum Strand hinunter. Es war Ebbe. Er legte sich dort hin und bedeckte sich mit seinem Zelt. Dann kam die Flut. Und als das Wasser wieder zurückgewichen war, war er verschwunden.

Die junge Frau aber wurde zu Sedna. Sie lebt in der Unterwelt in einem Haus aus Stein und Walrippen. Sie

hat nur ein Auge und kann nicht gehen. Sie gleitet nur umher, wobei sie das eine Bein nach unten gebogen und das andere ausgestreckt hält. Auch ihr Vater lebt in ihrem Hause. Er schläft dort und ist mit seinem Zelt bedeckt. Der Hund liegt vor der Tür des Hauses.



JICARILLA-APACHEN DER SPIELER UND DER TRUTHAHN

Zusammen mit den Navajo* bilden die Apachen*-Gruppen – zu denen die Jicarilla gehören – die südlichen Athapasken*, die gegen 900 n. Chr. aus Nordkanada in den Südwesten der USA auswanderten. Einst beherrschten die Apachen große Teile von Neu-Mexiko, Arizona, Texas und Colorado und waren wegen ihrer kriegerischen Taten lange Zeit der Schrecken der neuen Siedler. Von den Spaniern übernahmen sie schon früh das Pferd, später auch Feuerwaffen. Sie wohnten als halbnomadische Sammler und Jäger in Wickiups oder Wigwams*, einfachen Strauch- und Grashütten. Der Stamm der Jicarilla-Apachen betrieb intensiven Ackerbau und war deshalb sesshafter als andere Apachen-Stämme. Sie kämpften weniger mit den Siedlern als mit anderen Apachen, vor allem mit den Comanchen, die 1724 die Jicarilla fast vollkommen vernichteten. Deren Name kommt aus dem Spanischen und bedeutet »kleiner Korb« – ihre Trinkgefäße. Die folgende Geschichte beschreibt die Auswanderung der Vorfahren und die Entwicklung eines Spielers zu einem verantwortungsbewussten Ernährer seiner Sippe, der die Reichhaltigkeit seiner Umwelt erkennt. Dabei hilft ihm ein Truthahn, der – wie so oft in den Märchen der nordamerikanischen Ureinwohner – menschliche Züge besitzt.

EMILY DICKINSON UND WALT WHITMAN DER GESANG AMERIKAS

Sie gelten als die größten Lyriker Nordamerikas und haben die Seele ihres Landes am innigsten in Worte gefasst: Emily Dickinson* und Walt Whitman*. Sie lebten beide im 19. Jahrhundert, doch während Whitman großen Zuspruch in der Zeit nach dem Amerikanischen Bürgerkrieg erhielt, wurden die Gedichte Emily Dickinsons erst nach ihrem Tod gedruckt. Sie schrieb über Liebe, Natur und Tod und suchte stets nach neuen Formen der Poesie. Er schrieb seine Verse teils in den Rhythmen der alten biblischen Sprachkonventionen und teils im Blankvers und versuchte den Normalbürger mit epischen Themen aus dem amerikanischen Alltag zu erreichen. Sein berühmtestes Werk ist der 1855 erschienene Gedichtband »Grashalme« (»Leaves of Grass«), aus dem das unten abgedruckte Gedicht »Ich höre den Gesang Amerikas« stammt. Nachdem ihre Großcousine und beste Freundin an Typhus gestorben war, begleitete Emily Dickinson das Thema der Todeserwartung ein Leben lang.

Emily Dickinson
Wenn je ich sterbe

Wenn je ich sterbe – Und du lebst – Und Zeit lief gluckernd ab Und Morgen strahlt – Und Mittag brennt –
Wie's das schon immer gab –
Wenn Vögel früh am Nisten sind
Geschäftig Bienen surren –
Verzichtet man auf Unternehmen
Hier unten ohne Murren!
Es tröstet, dass die Kurse stehn
Wenn wir in Blumen liegen –
Und dass der Handel weitergeht –
Geschäfte munter fliegen –
Es macht den Abschied friedlich
Und hält die Seele heiter –
Dass hohe Herrn so lebhaft
Die hübsche Bühne leiten!

Walt Whitman
Ich höre den Gesang Amerikas

Ich höre den Gesang Amerikas; höre seine mannigfachen Hymnen;

Die der Werkleute; jeder singt die seinen, je nachdem, heiter oder ernst;

Der Zimmermann die seine, wenn er seine Bohle misst oder seinen Balken;

Der Maurer die seine, wenn er sich an seine Arbeit begibt oder Feierabend macht;

Der Bootsmann singt, was mit ihm und seinem Boot zu tun hat;

Der Matrose singt auf seinem Dampfboot;

Der Schuhmacher auf seinem Schemel, der Hutmacher auf seinem Stand;

Das Preislied des Sägemüllers, des Pflugknechtes auf seinem Morgengang

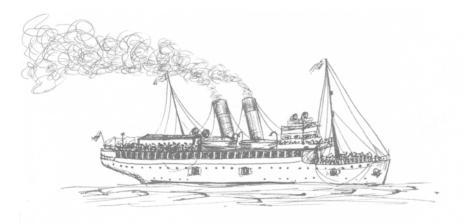
oder auf seiner Morgenrast oder bei Sonnenuntergang. Das wundersame Lied der Mutter oder des jungen Weibes bei seiner Arbeit

oder des Mädchens beim Nähen oder Waschen; Ein jeder singt das, womit er zu tun hat oder sie, und von nichts sonst;

Der Tag, was des Tages ist – und zur Nachtzeit die Kumpanei der jungen Burschen:

fröhlich, herzhaft

Singt sie aus voller Kehle ihre kräftigen und melodischen Lieder.



LYMAN FRANK BAUM DIE REISE ZUM GROSSEN OZ

Das 1900 erschienene Kinderbuch »Der Zauberer von Oz« ist eine der beliebtesten Geschichten des 20. Jahrhunderts und gilt als modernes Märchen. Das Buch mit dem Originaltitel »The Wonderful Wizard of Oz« erzählt die Geschichte von Dorothy, einem Bauernmädchen aus Kansas, das mit seinem kleinen Hund Toto von einem Wirbelsturm in das unbekannte Land der Munchkins gerissen wird. Dort freundet Dorothy sich mit einigen unvergesslichen Figuren an: dem Blechholzfäller, dem das Herz fehlt, der Vogelscheuche, die gerne Verstand hätte, und dem Ängstlichen Löwen. Um den Weg zurück nach Hause zu finden, sollen Dorothy und ihre Freunde zuerst auf dem gelben Ziegelsteinweg in die Smaragdstadt gehen, um dort den Zauberer von Oz um Hilfe zu bitten. Der Verfasser der Geschichte, L. Frank Baum*, schrieb dreizehn Fortsetzungsromane, die alle in der von ihm erdachten Zauberwelt Oz spielen. »Der Zauberer von Oz« kam bereits 1902 als Broadway-Musical auf die Bühne und wurde 1939 unvergesslich mit Judy Garland von Hollywood verfilmt.

iese Nacht mussten sie im Freien unter einem großen Baum im Wald verbringen, denn es gab kein Haus weit und breit. Aber der Baum bildete ein gutes, dichtes Dach, das sie vor dem Tau schützte. Der Blechholzfäller schlug mit seiner Axt einen großen Stapel Holz und Dorothy machte damit ein herrliches Feuer, das sie wärmte und das Gefühl der Einsamkeit ver-

GLOSSAR

SHERMAN ALEXIE

(geb. 1966) Preisgekrönter US-amerikanischer Schriftsteller aus dem Stamm der Spokane, der in seinen Werken schonungslos die oft trostlosen Zustände in den Reservaten und der Stadtindianer aufzeigt.

ALGONKIN-SPRACHFAMILIE

Sprachgruppe der nordamerikanischen Ureinwohner aus Kanada, der Region um die Großen Seen und der Atlantikküste bis nach North Carolina. Zu den zahlreichen Algonkinsprachen zählen Cree, Ojibwa, Blackfoot und Cheyenne.

AMERIKANISCHE REVOLUTION

Bezeichnung für den Unabhängigkeitskrieg, der 1775 mit der Loslösung der dreizehn britischen Kolonien in Nordamerika von der englischen Krone begann und 1783 mit der förmlichen Anerkennung der US-amerikanischen Unabhängigkeitserklärung in Paris endete.

AMERIKANISCHER BÜRGERKRIEG

(1861 – 1865) Bürgerkrieg zwischen den elf Staaten aus dem Süden, die 1860 aus der Union austraten und ihre eigene Regierung gründeten (Konföderation), und den 23 Nord- und Weststaaten, die der US-Regierung treu blieben und für die Einheit der Union kämpften.

APACHEN

Indianderstamm der südlichen Plains. Jäger und Sammler, aber saisonweise auch sesshaft. Übernahmen im 17. Jhd. als Erste das Pferd von den Spaniern. Zur Sprachfamilie der Athapasken gehörig.

ATHAPASKEN

Die zweitgrößte Sprachgruppe der indigenen Nordamerikaner, deren Lebensraum sich ursprünglich von Alaska bis zum Nordwesten Kanadas erstreckte. Mit der Auswanderung der Apachen und Navajo breiteten sich die Athapasken-Sprachen auch im Südwesten der USA aus.

AZTEKĒN

Hochkultur, die vom 14. bis zum 16. Jhd. den Großteil Mexikos beherrschte. Montezuma, der letzte große Kaiser, regierte ein Volk von 5 bis 6 Millionen Menschen. BAPTISTEN

Christliche Gemeinde der evangelischen Konfessionsfamilie, die 1609 von ausgewanderten englischen Puritanern in den Niederlanden gegründet wurde. 1836 siedelten die ersten Baptisten in Nordamerika.

LYMAN FRANK BAUM

(1856 – 1919) US-amerikanischer Schriftsteller, der mit dem modernen Märchen »Der Zauberer von Oz« einen Welterfolg schrieb. Er veröffentlichte über sechzig Bücher.

BIG FOOT

(1826 – 1890) Häuptling der Minneconjou-Lakota-Sioux, der bei der Schlacht am Little Bighorn gegen General Custer kämpfte. Er wurde im Massaker von Wounded Knee von US-Soldaten getötet.

BLACKFOOT

Eine Gruppierung von drei indianischen Stämmen, die um 1800 ein großes Gebiet von Montana in den USA bis Alberta in Kanada kontrollierten. Sie lebten von der Büffeljagd.

WILLIAM BLACKSTONE

(1723 – 1780) Englischer Jurist und Richter, der 1765 »Commentaries on the Laws of England« (»Kommentare zum Recht Englands«) verfasste.

DORRIS »DEE« ALEXANDER BROWN

(1908 – 2002) US-amerikanischer Autor von »Begrabt mein Herz an der Biegung des Flusses« (Originaltitel: »Bury My Heart at Wounded Knee«), das aus dem Blickwinkel der Ureinwohner geschrieben ist.

CALVINISTEN

Theologische Bewegung, die vom Reformator Johannes Calvin im 16. Jahrhundert in der Schweiz begründet wurde. Im Gegensatz zum Lutherismus, der hauptsächlich in Deutschland und Skandinavien blieb, verbreitete sich der Calvinismus auch in England, Frankreich und in den Niederlanden.

CHEROKEE

Das größte noch existierende Indianervolk Nordamerikas, das ursprünglich in der Region der Großen Seen lebte. Nach kriegerischen Auseinandersetzungen mit anderen Stämmen wanderten die Cherokee in den Südosten der USA ab. Heute leben sie hauptsächlich in Oklahoma.

CHEYENNE

Stamm der nordamerikanischen Ureinwohner, der ursprünglich in Minnesota sesshaft war und Ackerbau trieb. Nach kriegerischen Auseinandersetzungen mit der Ojibwa und dem ersten Kontakt mit europäischen Siedlern wurden sie zu Nomaden und zogen den riesigen Büffelherden der Prärie nach.

CHIPEWYAN

Eine Gruppe der First Nations, wie die indigenen Völker Kanadas bezeichnet werden.

COMMON LAW

Der in vielen englischsprachigen Ländern vorherrschende Rechtskreis, der sich nicht auf Gesetze, sondern auf maßgebliche richterliche Urteile der Vergangenheit (Präzedenzfälle) stützt.

EDWARD CORNWALLIS

(1713 – 1776) Britischer Offizier, der 1749 Halifax, Nova Scotia, mit 2.576 Siedlern gründete.

HERNAN CORTES

(1485 – 1547) Spanischer Konquistador, der zusammen mit Diego Velásquez Kuba eroberte und später mithilfe indianischer Verbündeter das Aztekenreich in Mexiko in die Knie zwang.

COTTON MATHER

(1663–1728) Er war ein puritanischer Geistlicher und Gelehrter und intellektuell wie politisch wohl die bedeutendste Figur der 3. englischen Siedlergeneration.

CRAZŶ HORSE

(1839 – 1877) Sioux-Anführer der Oglala-Lakota-Indianer, der die territorialen Übergriffe der US-Regierung in den Großen Ebenen bekämpfte. 1876 feierte er seinen größten Erfolg in der Schlacht am Little Bighorn.

CREE

Eines der größten Indianervölker Kanadas, das ursprünglich in den Wäldern des Ostens lebte. Die Cree trieben als erste Einheimische Handel mit europäischen Siedlern.

RICHARD J. DALEY

(1902 – 1976) Demokrat und Bürgermeister von Chicago von 1955 bis zu seinem Tod. Er gilt als letzter der »Big City Bosses«.

QUELLENANGABEN

Sherman Alexie, Das absolut wahre Tagebuch eines Teilzeit-Indianers © dtv, München 2009 daraus: Die süße Rache S. 23-31 S.M. Barett (Hrsg.) Geronimo - Ein indianischer Krieger erzählt aus seinem Leben © Lamuv, Göttingen 1996 daraus: Eine Kindheit in Freiheit, übersetzt von Heinz Ullmann und Rainer Wiedemann Heinz Barüske (Hrsg. und Übersetzer), Eskimo-Märchen © Eugen Diederichs, München 1991 daraus: Die ersten Menschen/Sedna, das Mädchen, das in die Unterwelt kam Lyman Frank Baum, Der Zauberer von Oz © Europa Verlag, Hamburg daraus: Die Reise zum großen Oz Dee Brown, Begrabt mein Herz an der Biegung des Flusses © Hoffmann & Campe, Hamburg 1972 daraus: Wounded Knee, übersetzt von Helmut Degner Don DeLillo, Falling Man © Kieperheuer & Witsch, Köln 2007 daraus: Am 11. September S. 7–10, übersetzt von Frank Heiberr Emily Dickinson, Gedichte © Carl Hanser, München 2006 daraus: Wenn ich je sterbe, übersetzt von Gertrud Liepe Frederick Douglass, Mein Leben als Sklave in Amerika © Lamuy, Göttingen 2006 daraus: Ein halber Cent, einen »Nigger« umzubringen William Faulkner, New Orleans – Skizzen und Erzählungen © Henry Goverts, Stuttgart 1962 daraus: Aus dem Gesellschaftsleben der Charles Street, übersetzt von Erna Brandenberger und Arno Schmidt F. Scott Fitzgerald, Der große Gatsby © Diogenes, Zürich 2006 da raus: Champagner unter Sternen, übersetzt von Bettina Abarnell Benjamin Franklins Leben, von ihm selbst beschrieben www.projekt.gutenberg.de daraus: Vorfahren (Auschnitt aus Kap. 1) Ernest Hemingway, Die Stories © Rowohlt, Hamburg 1966 daraus: Soldaten zu Haus, übersetzt von Annemarie Horschitz-Horst Frederik Hetmann (Hrsg.), Indianer Märchen © Königsfurth Verlag, Krummwisch 2011 daraus: Der Gute und der Böse/Der Junge, der die Sonne fing Alexander Hunter/Ulysses S. Grant, Der amerikanische Bürgerkrieg in Augenzeugenberichten © Karl Rauch, Düsseldorf 1963 daraus: Nord gegen Süd/Kapitulation und Frieden, übersetzt von Tilla Schlenk Washington Irving, Diedrich Knickerbockers Geschichte der Stadt New York © Eulenspiegel, Berlin 1978 daraus: Das Recht der ersten Entdecker Thomas Jefferson, Betrachtungen über den Staat Virginia © Manesse, Zürich 1989 daraus: Von den verschiedenen im Staate geduldeten Religionen A.E. Johann, Ans dunkle Ufer © Thienemann, Stuttgart 2008 daraus: Die Reise ins Unbekannte S.244-248 Felix Karlinger/Maria Antonia Espadinha, Märchen aus Mexiko © Eugen Diederichs, München 1991 daraus: Wie die Welt belebt wurde/Die fünf Flüsse Martin Luther King Jr., Rede »March on Washington« www.king-zentrum.de Ich habe einen Traum, übersetzt von Julia Ward Howe, bearbeitet von Stefan Wendel Gustav A. Konitzky (Hrsg.) Nordamerikanische Märchen © Eugen Diederichs, Düsseldorf/ Köln 1963 daraus: Erste Mann und die Ordnung der Welt/Das Zwiegesicht/Das wunderbare steinerne Kanu Barack Obama, Ein amerikanischer Traum © Carl Hanser, 2008 daraus: Früher in Chicago, übersetzt von Matthias Fienbork Alfonso Reyes, Erzählungen aus Mexiko © dty, München 1999 daraus: Der Indio Jesús, ein Schattenriss, John Steinbeck, Früchte des Zorns © Paul Zsolnay, Wien 1992 daraus: Wo sollen wir hin?, übersetzt von Klaus Lamprecht Colin Taylot (Hrsg.) Die Mythen der nordamerikanischen Indianer (C) C.H. Beck, München 1995 daraus: Die Geschichte vom ersten Mann und der ersten Frau/Der Ursprung des Mais, übersetzt, übersetzt von Eva und Thomas Pampuch Mark Twain, Tom Sawyer & Huckleberry Finn © Carl Hanser, 2010 daraus: Freundschaft am Mississipi, übersetzt von Andreas Nohl H-G. Wells, Die Geschichte unserer Welt @ Paul Zsolnay, Berlin/Wien 1926 daraus: Die Geburt einer Nation, übersetzt von Otto Mandl, Helene M. Reiff und Erna Redtenbacher Walt Whitmann, Grashalme © Reclam, Stuttgart 1968 daraus: Ich höre den Gesang Amerikas, übersetzt von Johannes Schlaf

Alle Rechte vorbehalten © 2013 Grubbe Media GmbH, München www.grubbemedia.de

In Kooperation mit: SOS-Kinderdörfer weltweit Hermann-Gmeiner-Fonds Deutschland e.V. www.sos-kinderdoerfer.de

Herausgeber: David Fermer

Einbandgestaltung, Satz und Layout: agenten.und.freunde, München, a-u-f.de

Lektorat: Stefan Wendel Illustrationen: Lotte Letschert Druck: Druk-Intro S.A., Polen

ISBN: 978-3-942194-12-9

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter www.dnb.de abrufbar.